



EVANGELISCHE
KIRCHE
IM RHEINLAND

Da kann ja jede(r) kommen

Inklusion und kirchliche Praxis

ORIENTIERUNGSHILFE



Da kann ja jede(r) kommen – Inklusion und kirchliche Praxis

Eine Orientierungshilfe der Evangelischen Kirche im Rheinland

Herausgegeben von der Abteilung Bildung im Landeskirchenamt und
dem Pädagogisch-Theologischen Institut der EKIR

Zum Konzept	6
Schlüsselkompetenzen hat jeder Mensch – Die Fotos	6
Vorwort	7
1. Inklusion –	
Die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen	8
1.1 Herzlich Willkommen	8
1.2 Vielfältige Formen von Kirche	8
1.3 Inklusion als kirchliche Aufgabe	9
1.4 Inklusion meint ...	10
1.5 Gemeinsam Barrieren abbauen	12
1.6 Kann wirklich jeder kommen?	14



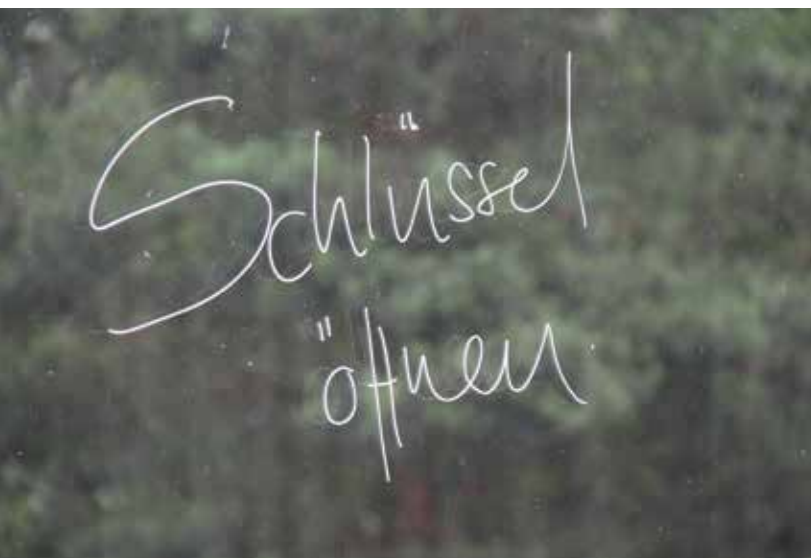
2. Inklusion entwickeln – Mit den Fragen arbeiten	16
2.1 Einführung in den Arbeitsteil	16
2.2 Die Fragen	19
Von sich selbst ausgehen	19
Von den reichen Fähigkeiten aller ausgehen	19
Willkommen sein	20
Einander mit Respekt begegnen	20
Vorurteile hinterfragen	21
Ausgrenzung und Beleidigung verhindern	21
Hilfe annehmen und Hilfe anbieten	22
Gut vernetzt sein am Ort	22
Gut zusammen arbeiten	23
Wohlbefinden und Gemeinschaft fördern	23
Barrierefreie Gebäude schaffen	24
Neue Menschen und neue Ideen begrüßen	24
Orientierung für alle anbieten	25
Abwertung und Gewalt verhindern	25
Fair mit Mitarbeitenden umgehen	26
Vielfalt in Veranstaltungen einplanen	26
Teilhabe und Teilgabe stärken	27
Gute Kommunikation ermöglichen	27
Unterschiedlichkeit begrüßen	28
Vielfältige Ressourcen nutzen	28
Räume für vielfältige Aktivitäten einrichten	29
2.3 Methodische Vorschläge zum Umgang mit den Fragen	30
3. Eine theologischen Spurensuche zur Inklusion	36
3.1 Die Vielstimmigkeit der Bibel	36
3.2 Schöpfung in Verschiedenheit	37
3.3 Vollständige Gottebenbildlichkeit	38
3.4 Der in sich verschiedene Gott	38
3.5 Segen als Teilhabe und Teilgabe	38
3.6 Jesus, der ungewöhnliche Jude	39
3.7 Inklusion in Christus	40
3.8 Das große AUCH und die bleibende Erwählung Israels	40
3.9 Zwischen Judentum und Christentum	41
3.10 Zwischen Gemeinde und Diakonie	42
3.11 Die Zugehörigkeit der Fremden	42
3.12 Die Völkerwallfahrt als Vision	43
3.13 Offen halten	44
4. Verzeichnisse	45
Literatur	45
Kontaktadressen	46
Autorinnen und Autoren	46

Zum Konzept

Diese Orientierungshilfe hat sich zur Aufgabe gemacht, das aktuelle gesellschaftspolitische Leitthema „Inklusion“ auf die Kirche zu beziehen. Sie versteht sich vor allem als Arbeitsbuch. Mit dem Mittelteil: „Inklusion entwickeln – Mit den Fragen arbeiten“ halten Sie ein Arbeitsinstrument in den Händen. Es soll dazu verhelfen, das Thema „Inklusion“ auf verschiedenen Ebenen und Handlungsfeldern kirchlicher Praxis in den Blick zu nehmen, es persönlich und gesellschaftlich zu bedenken und weiterzuentwickeln. Der praxisorientierte Mittelteil richtet sich vorrangig an Kirchengemeinden, ist aber auch für andere kirchliche Orte brauchbar. Kirchengemeinden bieten die große Chance, das Leitthema Inklusion sozialräumlich durchzubuchstabieren und können als Übungsfeld für andere kirchliche Orte und weiter reichende gesellschaftliche Veränderungsprozesse fruchtbar werden. Dazu finden Sie eine Fülle von Fragen, die aus unter

schiedlichen Perspektiven das Thema Inklusion berühren. Die Fragen sind inhaltlich 21 Themen zugeordnet, aber das nur lose. Jede Frage steht eigentlich für sich. Darauf folgt ein Kapitel mit „Methodischen Vorschlägen“, das zu einem inklusiven, partizipativen Umgang mit den Fragen anregen will.

Der Arbeitsteil dieser Handreichung ist von zwei Blöcken gerahmt. Den Anfang macht eine Einführung in „Inklusion – Die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen“, die das Thema ausgehend von der UN-Behindertenrechtskonvention entfaltet, es im Hinblick auf Kirche befragt und versucht, dies möglichst allgemeinverständlich zu tun. Den Schlussteil bildet eine „Theologische Spurensuche zur Inklusion“. Dieser Teil spürt inklusive Tendenzen in Bibel und Theologie auf und fragt danach, von welchen Inhalten unserer Tradition her Inklusion als Leitbegriff in kirchlichen Kontexten mitgetragen und mitgeprägt werden kann.



Schlüsselkompetenzen hat jeder Mensch – Die Fotos

„Schlüsselkompetenzen hat jeder Mensch, und jeder kann für einen anderen zur Schlüsselfigur werden.“ So lässt sich ein Grundbekenntnis von Inklusion formulieren. Die Kirche hat viele Möglichkeiten, Orte zu schaffen, Veranstaltungen und Plattformen zu organisieren,

wo das erlebbar wird. Die Fotos dieser Orientierungshilfe haben Erfahrungen von gelebter Inklusion an kirchlichen Orten als Hintergrund. Alle Fotos stehen im Zusammenhang mit einem künstlerischen Projekt, das 2011/ 2012 vom Pädagogisch-Theologischen Institut der EKIR in Bonn veranstaltet worden ist, dem „Schlüsselprojekt“. Mehr als 100 Menschen unterschiedlichen Alters aus dem ganzen Rheinland, mit und ohne Behinderungen oder Psychiatrieerfahrungen sind zu Workshops zusammengekommen und haben miteinander zum Thema „Öffnen und Schließen“ gearbeitet. Ausgangspunkt waren immer Exemplare eines wichtigen Alltagsgegenstandes, nämlich Schlüssel. Schlüssel sind von ihrer Bedeutung her mit „Inklusion“ verwandt, denn Inklusion bedeutet „einschließen“ im Sinne von „zugehörig sein“. In Schreibwerkstätten, mit Drucktechniken, Installationen, Theater, Malerei und Fotografie haben sich die Teilnehmenden die Bedeutungsebenen zwischen Alltag und Religion erschlossen und sind dabei ihren je eigenen Spuren gefolgt. Einige Eindrücke, Akteure/-innen und Ergebnisse sind auf den hier abgedruckten Fotos zu sehen. Das Zustandekommen des Schlüsselprojektes verdankt sich auch der Zusammenarbeit mit dem „Netzwerk für Kunst und Kultur in Kirche und Diakonie im Rheinland“.

Vorwort



*Oberkirchenrat Klaus Eberl
Leiter der Abteilung IV Bildung
Landeskirchenamt Düsseldorf*

In der Inklusions-Debatte geht es um's Ganze. Es ist nicht ein weiteres Thema, das sich auf die ohnehin schon volle Agenda drängt. Es geht um das Kirche-Sein der Kirche. Gehören alle dazu, die in einer Gemeinde und einem Quartier wohnen? Ist Vielfalt ein Schatz, der gehoben werden soll? Sind in der Kirche unterschiedliche Menschen miteinander verbunden und füreinander da? Können Barrieren in der Stadt und in den Köpfen abgebaut werden? Begegnen wir uns gleichberechtigt? Ist jeder und jede willkommen?

So viele Fragen! Die Orientierungshilfe möchte Gemeinden ermutigen, Antworten zu suchen und sich auf den Weg zu machen. Erstaunliche Entdeckungen sind hier nicht ausgeschlossen. Mit dem Thema Inklusion werden ja nicht nur Lebenslagen und Teilhaberechte von Menschen mit Behinderung neu wahrgenommen. Vielmehr geht es ganz grundsätzlich um die Wertschätzung von Vielfalt, die ermöglicht, dass Menschen gut vernetzt zusammen leben, lernen, arbeiten und wohnen – und miteinander Kirche sind. Daraus ergeben sich wichtige Perspektiven für Gemeindeaufbau und Bildung, für die Genderfrage, die Milieus, das Miteinander der Generationen und viele kirchliche Herausforderungen. Vielfalt soll als Bereicherung erlebt werden. Menschen sind unterschiedlich, haben verschiedene Bedürfnisse, Kompetenzen und Ressourcen. Die gilt es, zur Geltung zu bringen. Davon können alle profitieren.

„Da kann ja jeder kommen!“ So lautet der Titel der Orientierungshilfe. Aus der Sprache der Abgrenzung ist ein provokantes Versprechen geworden. Denn eine Kirche, die die Menschenfreundlichkeit Gottes lebt und erlebbar macht, stellt Grenzen in Frage und bereitet den Boden für die fröhliche Freiheit aller (Christen)menschen – in Verschiedenheit und Gemeinschaft.

Wie die Gesellschaft befindet sich auch die Kirche auf einem langen Weg von der Exklusion über Separation und Integration hin zur Inklusion. Nachdem bis in die Neuzeit hinein vielfach Behinderung als Strafe Gottes aufgefasst wurde, entstanden Mitte des 19. Jahrhunderts erste diakonische Einrichtungen, die Menschen mit Behinderungen gezielt förderten. Die Anstalt wurde zum wegweisenden Modell. Damit wanderte allerdings die Diakonie institutionell aus der Gemeinde aus. Sondereinrichtungen wurden zum Regelfall. Im Alltag von Kirchengemeinden kamen Menschen mit Behinderungen kaum mehr vor. Das änderte sich erst in den letzten Jahrzehnten mit vielfältigen Integrationsanstrengungen. Die Behindertenrechtskonvention führt nun zu einem Paradigmenwechsel von der Integration zur Inklusion. Es geht nicht mehr darum, eine kleine abweichende Minderheitsgruppe in die normkonforme Mehrheit zu integrieren, sondern die Gemeinschaft soll so gestaltet werden, dass niemand auf Grund seiner Verschiedenheit herausfällt oder ausgegrenzt wird.

Zunehmend erkennt die Kirche in der aktuellen Diskussion ihre ureigene Kompetenz. Denn Behinderung drückt theologisch betrachtet nichts Anderes aus als die Normalität eines begrenzten und verletzbaren Lebens. Zentrale Bezugspunkte sind die Gottebenbildlichkeit (Gen 1,26f), das paulinische Motiv vom Leib Christi (1. Kor 12,26) und die Rechtfertigungsbotschaft.

Die Kirche steht im Zeichen der Inklusion vor einer doppelten Aufgabe. Einerseits geht es darum, parteilich für Menschen mit Behinderungen, Migranten, Arme, Benachteiligte und andere Ausgegrenzte einzustehen. Andererseits soll Inklusion in den eigenen kirchlichen Strukturen auf den Weg gebracht werden. Dabei wird zunehmend das „Dasein für andere“ durch das neue Leitmotiv des „Daseins mit ...“ abgelöst. Denn Inklusion braucht Augenhöhe in den Veränderungsprozessen. Es gilt auch in der Kirche der alte Slogan der Behindertenrechtsbewegung: Nichts über uns ohne uns. Denn: Da kann ja jeder kommen ...

1. Inklusion – die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen

1. Inklusion – die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen

Diese Schrift ist als eine Hilfestellung gedacht, damit die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen (= Inklusion) in Kirche gelingt. Inklusion geht davon aus, dass alle Menschen sowohl verschieden als auch gleich(-berechtigt) sind. Es geht also um die Gleichberechtigung der Verschiedenen. Inklusion bezeichnet das Ziel „ohne Angst verschieden sein“¹ zu können.

Was kann Inklusion für Kirche und Gemeinde bedeuten?

1.1 Herzlich Willkommen

„Können sich alle Menschen gleichermaßen willkommen fühlen?“ „Erleben Menschen den ersten Kontakt mit der Gemeinde als freundlich und offen?“ So lauten zwei Fragen aus dem Arbeitsteil dieser Schrift. Die Fragen, die dort zur Verfügung gestellt werden, sollen Menschen miteinander ins Gespräch bringen; ins Gespräch darüber, ob sich in der Kirche die unterschiedlichen Menschen willkommen heißen fühlen, und ob wirklich alle mitmachen können. Unsere Kirche wird reicher durch die Vielfalt der Menschen, die in ihr leben.

In jedem Menschen stecken viele Fähigkeiten. „Diese Talente wollen wir entdecken, fördern und einfordern, denn unsere Gesellschaft will und braucht die Beiträge aller.“² „Inklusion und Kirchliche Praxis“ plädiert dafür, dass Kirche sich an dieser Entdeckung und Förderung beteiligt. Die Talente von jungen und alten Menschen, von Frauen und Männern, von Menschen mit und ohne Behinderungen, von gestandenen Christenmenschen und Suchenden. Diese Liste ließe sich fortführen. Aber vielleicht ist es besser, Menschen gar nicht erst in Gruppen einzuordnen. Denn „jeder ist anders, das ist normal“. ³ Und alle sollen die Chance haben, mitzumachen.

1.2 Vielfältige Formen von Kirche

Worum geht es, wenn hier von „Kirche“ geredet wird? Jede/r hat dazu zunächst ein eigenes Bild im Kopf. Diese Bilder lassen sich nur schwer verallgemeinern. Weil auch die Wirklichkeit von Kirche nur schwer zu verallgemeinern ist. Wir leben in einer pluralen Gesellschaft, und es gibt vielfältige Formen, in denen sich Kirche und Christentum organisieren. Einen Überblick über die Vielfalt von Kirche versucht das Schaubild unten zu geben.

All diese verschiedenen Organisationsformen von Kirche und andere, nichtgenannte „kirchliche Orte“⁴ stehen hier gleichwertig beieinander. Die Wertschätzung von Vielfalt und Verschiedenheit ist ein wichtiges Anliegen von Inklusion. Kirche wird als Beziehungsfeld mit einer Vielfalt von Gestaltungsformen verstanden, in denen „Kommunikation des Evangeliums“⁵ geschieht. Eine wichtige sozialraumorientierte Gestalt, in der sich diese Kommunikation verwirklicht, ist die Ortsgemeinde. Die Kirchengemeinde als Ortsgemeinde ist die Gestalt, auf die sich der Praxisteil dieser Schrift „Inklusion entwickeln“ mit seinen Fragen konzentriert.



1 Adorno, Theodor W., Minima Moralia, GS 4, Frankfurt a.M. 1980, S. 114.

2 Grußwort zum Nationalen Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention, S. 1.

3 Richard v. Weizsäcker, Ansprache bei der Eröffnung der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte, Bonn, 1993.

4 Dieses Verständnis folgt dem ekklesiologischen Modell von Pohl-Patalong, Uta, Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2004, S. 128 ff.

5 vgl. Grethlein Christian, Praktische Theologie, Berlin/ Boston 2012. Grethlein wählt „Kommunikation des Evangeliums“ zum Leitbegriff seiner Praktischen Theologie, denn dieser setze „keine selbstverständlichen volkskirchlichen Verhältnisse voraus und öffnet den Blick über die traditionelle Parochie hinaus.“ (a.a.O., S. 8) Er greift dabei auf Ernst Lange zurück, der diesen Begriff im Zuge seines Kirchenreformprogramms in den siebziger Jahren eingebracht und damit den dialogischen Aspekt betont hat.



1.3 Inklusion als kirchliche Aufgabe

UN-Behindertenrechtskonvention gilt für Kirche

Ausgangspunkt und Anlass für die Frage nach Inklusion in der Kirche ist das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung (UN-Behindertenrechtskonvention).⁶ Sie ist am 26. März 2009 in Deutschland in Kraft getreten und hat eine breite Debatte über die Teilhabemöglichkeiten von Menschen mit Behinderung am gesellschaftlichen Leben angestoßen.

Die UN-Behindertenrechtskonvention ist zu allererst eine Selbstverpflichtung der Vertragsstaaten. Sie verpflichten sich „die volle Verwirklichung aller Menschenrechte und Grundfreiheiten für alle Menschen mit Behinderungen ohne jede Diskriminierung aufgrund von Behinderung zu gewährleisten und zu fördern“⁷. Darüber hinaus verpflichten sich die Vertragsstaaten aber auch „dafür zu sorgen, dass (...) öffentliche Einrichtungen im Einklang mit diesem Übereinkommen handeln“⁸, und zudem „alle geeigneten Maßnahmen zur Beseitigung der Diskriminierung aufgrund von Behinderung durch Personen, Organisationen oder private Unternehmen zu ergreifen“. Die UN-Behindertenrechtskonvention betrifft also auch Kirchengemeinden.

6 Die UN-Behindertenrechtskonvention siehe <http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/de/menschenrechtsinstrumente/vereinte-nationen/menschenrechtsabkommen/behindertenrechtskonvention-crpd.html>

7 Art. 4 (1) UN-Behindertenrechtskonvention

8 Art. 4 (1) d) UN-Behindertenrechtskonvention

Neben der rechtlichen Begründung ist Inklusion⁹ aber auch und vor allem ein Grundanliegen der Kirche. Ausgrenzung zu vermeiden und Teilhabe zu ermöglichen sind ureigene kirchliche Anliegen.

Ausgrenzung, Teilhabe und Teilgabe sind ureigene Themen der Kirche

Kirche ist nach ihrem Selbstverständnis eine Gemeinschaft, in der unterschiedliche Menschen gleichberechtigt miteinander verbunden sind. Um es mit Paulus zu sagen: „Denn wie der Körper eine Einheit ist und doch viele Teile hat, alle Teile des Körpers also die Einheit des Körpers ausmachen, so verhält es sich auch mit Christus. Wir alle sind durch den einen Geist zu einer leiblichen Einheit getauft worden, ob wir jüdische oder griechische Menschen sind, oder ob wir Unfreie oder Freie sind – uns alle hat Gott eine Geistkraft trinken lassen. Denn auch der menschliche Körper besteht nicht nur aus einem Körperteil, sondern aus vielen. (...) Nun hat Gott den Körper aus vielen Teilen zusammengefügt. Jedes einzelne Körperteil gehört nach Gottes Willen dazu. Wenn aber alle Teile identisch wären, wo bliebe der Körper? Nun gibt es zwar viele Körperteile, aber nur einen Körper. Das Auge kann der Hand nicht sagen: »Ich brauche dich nicht«. Auch der Kopf kann zu den Füßen nicht sagen: »Ich brauche euch nicht«. Nein! Gerade auf die Körperteile, die unbedeutender zu sein scheinen, kommt es an. (...)“

9 Der englische Originaltext benutzt an vielen Stellen das Wort „inclusive“, welches im deutschen offiziellen Gesetzestext mit „integrativ“ übersetzt wird. Daher hat das „Netzwerk Artikel 3“ eine sogenannte Schattenübersetzung der Konvention erstellt, die das Wort „inklusiv“ benutzt. Zitate in dieser Handreichung beziehen sich auf die Schattenübersetzung.

Gott hat den Körper zusammengefügt und gab dem niedrig gehaltenen Teil umso größere Ehre, damit der Körper nicht von einer Grenze durchzogen wird, sondern die Glieder sich gemeinsam umeinander sorgen.“ (aus 1.Kor 12).¹⁰

Die Teilhabe an Christus begründet das gleichwertige und gleichberechtigte Miteinander in der Gemeinschaft der Kirche. Die Gemeinde als Leib Christi ist eine Anerkennungsgemeinschaft, in der die Glaubenden einander nicht zuerst über ihren Unterstützungsbedarf, sondern auf Augenhöhe wahrnehmen.¹¹

Laut Kirchenordnung der EKdR „tragen alle Mitglieder der Gemeinde die Mitverantwortung für das Leben und den Dienst der Kirchengemeinde. Sie sollen ihre unterschiedlichen Gaben im Leben der Kirchengemeinde einsetzen.“¹² Damit betont sie ausdrücklich, dass sich Kirche als Teilhabe-, Teilnahme- und Teilgabegemeinschaft¹³ versteht, die von den reichen Fähigkeiten aller Gemeindeglieder ausgeht.

Ulf Liedke formuliert: „Inklusion ist zuerst eine Gabe Gottes. Sie bezeichnet die unmittelbare Zugehörigkeit der Glaubenden zum Leib Christi. Predigt, Taufe und Abendmahl begründen eine Gemeinschaft, für die die volle, fortwährende und wechselseitige Inklusion ihrer je individuell begabten und begrenzten Glieder konstitutiv ist. Aus dieser Gabe der unmittelbaren Zugehörigkeit erwächst folgerichtig die Aufgabe, das gemeindliche Leben ebenso inklusiv zu gestalten. Inklusion ist deshalb kein praktisch-theologisches Sonderthema, sondern eine durchgängige Perspektive der gesamten gemeindlichen Praxis.“¹⁴ Und weiter:

„Gemeinden müssen Ja sagen zu denen, die bereits in ihrer Mitte leben. Denn: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“¹⁵

Inklusion stellt Abgrenzungen der Kirche in Frage

Das paulinische Bild von der Kirche als Leib Christi und die Kirchenordnung sagen deutlich: innerhalb der Kirche sollen wir die Unterschiedlichkeiten als Reichtum schätzen. Das ist klar. Beide Texte kennen ein Dazugehören, aber auch ein Nicht-Dazugehören: Teil des Körpers sein, nicht zum Körper gehören, Mitglied sein, nicht Mitglied sein.

Was aber ist mit denen, die keine Mitglieder oder nicht getauft sind? Was mit den Befreundeten, den Suchenden, den Interessierten und Desinteressierten? Kirchliches Leben beschränkt sich nicht auf Mitglieder. Denn Kirche ist eine Gestalt des Christentums, die sich immer auch auf dessen andere, private und öffentliche Gestalten in unserer Gesellschaft beziehen muss.

Wie gehen wir mit anderen Gemeinden, Denominationen, anderen Religionen und außerkirchlichen Organisationen um? Schätzen wir deren Anderssein ebenso als Reichtum? Sind sie uns als gleichwertige Gesprächspartner willkommen? Inklusion stellt die Frage: wo und wofür brauchen wir in Kirche und Gemeinde eine klare Abgrenzung von dazugehörend und nicht-dazugehörend? Wo können wir wohlvertraute aber überflüssige Grenzen in Frage stellen und abbauen?

„Wird sich gelegentlich bewusst gemacht, wer in der Vorstellung der Beteiligten zum „Wir“ zählt?“ So lautet eine der Fragen aus dem Arbeitsteil dieser Schrift. Inklusion kann auch als kritische Anfrage an ein exklusives Gemeindeverständnis wahrgenommen werden.

1.4 Inklusion meint ...

Inklusion meint: Alle Menschen sind verschieden, alle sind gleichberechtigt.

Inklusion ist die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen. Das Wort Inklusion kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „einschließen“ im Sinne von einbezogen sein, dazugehören.¹⁶ Aus der Perspektive der allgemeinen Menschenrechte meint

¹⁰ Zitiert nach: Bibel in gerechter Sprache, Bail, Ulrike u.a (Hg.), Gütersloh 2006. Die Bibel in gerechter Sprache ist die aktuell vorliegende Übersetzung, die den Inklusionsgedanken sprachlich zu übertragen versucht.

¹¹ Vgl. Luther, Henning, Wahrnehmen und Ausgrenzen oder die doppelte Verdrängung. Zur Tradition des seelsorgerlich-diakonischen Blicks, in: ThPr 23 (1988), S. 261.

¹² Art. 14.1 Kirchenordnung der Evangelischen Kirche im Rheinland, vom 10. 1.2003, zuletzt geändert durch das Kirchengesetz vom 14.1.2011.

¹³ Teilhabe (Einbezogenheit in Lebensbereiche / Gruppen), Teilnahme (aktive Handlungen in Gruppen / mit Personen) und Teilgabe (Andere einbeziehen, für andere etwas tun) beschreiben drei wesentliche Aspekte des englischen „participation“. Participation meint umfassend Beteiligung, Teilhabe, Teilnahme, Mitwirkung, Mitbestimmung, Einbeziehung. 2001 wurde Teilhabe als Rechtsbegriff ins Sozialgesetzbuch IX.Buch aufgenommen.

¹⁴ Liedke, Ulf, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchengemeinden. In: Pastoraltheologie 101, Jg. 2012, S. 79f.

¹⁵ A.a.O., S. 86.

¹⁶ Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch. Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hg.), Bonn 2011, S. 18.



das: „Statt Menschen einer Gemeinschaft zuzuführen, der sie vermeintlich nicht angehören, bedeutet Inklusion, eine von Geburt an bestehende Zugehörigkeit aufrecht zu erhalten.“¹⁷ Der Theologe Ulf Liedke formuliert: „An die Stelle der mit dem Integrationsmodell verknüpften Vorstellung zweier relativ homogener Gruppen – Menschen mit und ohne Behinderung – setzt das Inklusionsparadigma die Überzeugung der unmittelbaren Zugehörigkeit jedes Menschen zu einer Gesellschaft der Vielfalt. (...) Damit verbunden ist eine Perspektivänderung: vom Hilfeempfänger zum vollwertigen Mitglied der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung, ebenso wie alle anderen Personen in unterschiedlichen Lebenssituationen, mit verschiedenen Lebenskonzepten und je individuellen Lebensgeschichten gehören selbstverständlich zur Gesellschaft hinzu, ohne wenn und aber.“¹⁸

Inklusion meint: Zum Glück sind alle anders

Im Kommunalen Index für Inklusion heißt es: „Je unterschiedlicher und vielfältiger die Menschen einer Gruppe sind, desto mehr kann die Gemeinschaft und jeder Einzelne in ihr profitieren. Denn jeder Mensch hat etwas Besonderes, etwas, das andere weniger oder gar nicht haben. Das können zum Beispiel persönliche, soziale, kulturelle oder andere besondere Eigenschaften, Erfahrungen und Fähigkeiten sein. Aber auch verschiedene Geschlechterrollen, ethnische Herkunft und Nationalitäten, Sprachen, Hautfarben oder soziale Milieus, religiöse und weltanschauliche

Orientierungen, körperliche Bedingungen etc. Einfach alles, was einen Menschen ausmacht, kann die Gemeinschaft bereichern. Dabei sind die Möglichkeiten für Verschiedenheit unendlich. Gelingt es einer Gemeinschaft die in ihr vorhandenen Formen von Vielfalt zu entdecken, wertzuschätzen und zu nutzen, wird sie erfahrener und kompetenter.“¹⁹

Im Nächsten, der anders ist als ich, entdecke ich neue Perspektiven auf das Leben. Und jede und jeder einzelne wird sich in seiner Haut wohler fühlen, denn alle spüren und erleben: so wie ich bin, bin ich wichtig für die Gemeinschaft. „Sicherheit und Lebensqualität werden erhöht, weil inklusive Kulturen Bedrohung und Ausgrenzung abbauen.“²⁰

Inklusion meint:

Die Aufteilung in „Behinderte“ und „Nichtbehinderte“ überwinden

Früher dachte man, es gebe Menschen mit und Menschen ohne Behinderungen. Diese Einteilung ist für Ärzte, Krankenkassen und Sozialhilfeträger bis heute nötig und sinnvoll, um Menschen mit außergewöhnlichen Einschränkungen zu helfen.²¹ Diese medizinische Sicht auf den Menschen wurde aber wie selbstverständlich auch auf andere Lebensbereiche übertragen. So kamen Menschen mit Behinderungen in besondere Einrichtungen und Schulen, um dort besonders gefördert zu werden.

¹⁷ Bösl, Elsbeth, Die Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik aus Sicht der Disability History, in: APuZ 23/210, S. 12.

¹⁸ Liedke, Ulf, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchgemeinden. In: Pastoraltheologie 101. Jg., 2012, S. 71 – 86.

¹⁹ Inklusion vor Ort, S. 19.

²⁰ Ebd.

²¹ Auch die UN-Behindertenrechtskonvention spricht von „Menschen mit Behinderungen“ meint damit aber kein grundsätzliches Anderssein, sondern eine medizinische Kategorie.

Dadurch entstanden mindestens vier Probleme:

1. Die Menschen in den besonderen Schulen und Einrichtungen begegneten kaum mehr anderen Menschen außerhalb der Einrichtungen. Man wurde einander fremd.
2. In vielen Köpfen setzte sich dadurch die Vorstellung fest, Menschen seien entweder behindert oder nicht.
3. „Behindert“ wurde dann zu einem negativen Begriff. Die Menschen in den Sondereinrichtungen kämpften oft gegen Stigmatisierungen.
4. Selten gelang der Wechsel von der Sondereinrichtung zurück ins „normale Leben“ (Integration).

Inzwischen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Integration überflüssig ist, wenn man Menschen erst gar nicht voneinander trennt. An die Stelle des Prinzips der Unterscheidung und Trennung und späteren Eingliederung²² ist das Prinzip der Vielfalt getreten. Es gibt nicht Menschen mit und ohne Behinderungen. Vielmehr sind alle Menschen mehr oder weniger begabt, bzw. begrenzt. „Es ist normal, verschieden zu sein.“²³ Alle sollen gleichberechtigt miteinander leben. Renate Walthes formuliert: „Behinderung ist der nicht gelungene Umgang mit Verschiedenheit.“²⁴

Die Einteilung der Menschen in Menschen mit und Menschen ohne Behinderungen soll überall da unterbleiben, wo sie nicht zwingend notwendig ist. Alle Menschen haben die gleichen Rechte: Selbstbestimmung, Nichtdiskriminierung, volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft, Chancengleichheit und Barrierefreiheit.²⁵

Inklusion meint:

Die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen

Zuweilen wird Inklusion sehr verkürzt allein als Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am gesellschaftlichen Leben verstanden. Dies ist verständlich, da der Begriff in der Behindertenrechtsbewegung eine zentrale Rolle spielt.

Die UN-Behindertenrechtskonvention formuliert das Diskriminierungsverbot besonders für Menschen mit Behinderungen. Allerdings ist die UN-Behindertenrechtskonvention lediglich die Konkretion der Allgemeinen Menschenrechte für eine bestimmte Gruppe von Menschen, die besonders von Menschenrechtsverletzungen betroffen, bzw. bedroht sind.²⁶ Was Inklusion meint und was sie überwinden will, das betrifft jeden Menschen.

Inklusion zielt aber umfassend auf die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen am gesellschaftlichen Leben. Zum Beispiel „Menschen, die wegen ihres Geschlechts, ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe oder ihrer sozialen Stellung benachteiligt werden.“²⁷ Es geht nicht nur um eine definierte Gruppe von Menschen, sondern um alle Menschen. Jeder Mensch steht mehr oder weniger stark in der Gefahr, ausgegrenzt zu werden, nicht teilnehmen zu können und nicht dazuzugehören. Spätestens im Alter. Das Diskriminierungsverbot schützt alle Menschen.

Inklusion meint:

Die Freiheit, nicht mitmachen zu müssen

Inklusion meint das Recht auf Teilhabe. Darin enthalten ist selbstverständlich auch das Recht auf Nicht-Teilhabe. Zu einer Gesellschaft dazuzugehören, bedeutet nicht, überall mitmachen zu müssen. Aber Inklusion heißt: wer mitmachen will, muss die Möglichkeit erhalten, mitmachen zu können. Inklusion bedeutet für die Einzelnen ein Zuwachs an Rechten und Freiheiten, für die Gesellschaft ein Zuwachs an Pflichten (Teilhabe ermöglichen, Barrieren abbauen, Diskriminierungen verhindern).

1.5 Gemeinsam Barrieren abbauen

Die Vielfalt der Menschen hält große Chancen für Kirche und Gemeinde bereit. Manchmal aber bestehen Hindernisse: Barrieren, die dazu führen, dass nicht alle an kirchlicher Praxis teilnehmen, nicht alle teilnehmen können oder nicht (mehr) teilnehmen wollen.

Inklusion bedeutet zu entdecken: Wo und warum werden Menschen noch ausgeschlossen?

²² Erst muss definiert werden, wer krank, bzw. behindert ist, damit dann eine Therapie, bzw. ein Nachteilsausgleich erfolgen kann. Behinderung ist eine Normabweichung, die es auszugleichen gilt, etwa durch besondere Förderung.

²³ Richard v. Weizsäcker, a.a.O.

²⁴ Walthes, Renate, Einführung in die Blinden- und Sehbehindertenpädagogik, München 2003, S. 49.

²⁵ Vgl. Art. 3 UN-Behindertenrechtskonvention

²⁶ Vor der UN-Behindertenrechtskonvention wurden bereits andere Konventionen verabschiedet, wie etwa die UN-Kinderrechtskonvention von 1989, die Frauenrechtskonvention von 1979 und die sog. Rassendiskriminierungskonvention von 1966.

²⁷ Inklusion vor Ort, S. 18.



Wo und warum ist es Menschen nicht möglich, sich zu beteiligen, obwohl sie es wollen? Welche Barrieren halten Menschen davon ab mitzumachen? Und wie können wir das ändern?²⁸

Manchmal sind es äußere Hindernisse, manchmal existieren Barrieren in Köpfen. Manchmal sind es offensichtliche Hindernisse, ein anderes Mal liegen sie im Verborgenen. Zuweilen kommt es auf einen Einzelnen an, meistens aber können nur viele gemeinsam die Barrieren aus dem Weg räumen. Inklusion zielt darauf, dass Barrieren und Hindernisse so weit wie eben möglich abgebaut werden. Dazu sollen die Fragen im Arbeitsteil dieser Orientierungshilfe dienen.

Ein paar Beispiele: „Trägt die Atmosphäre in der Gemeinde zu einem vertrauensvollen Miteinander bei?“ „Wird dafür gesorgt, dass sich im Gottesdienst alle zurechtfinden können?“ „Akzeptieren die Menschen in der Gemeinde Unterschiede in ihrer Religiosität und Glaubenspraxis?“ „Woran merkt man, dass sich interreligiöse Paare und Familien in der Gemeinde wohlfühlen können?“ „Werden Menschen, die sich vorwiegend nicht-sprachlich beteiligen, regelmäßig Zugangsmöglichkeiten angeboten?“

²⁸ Vgl. ebd.

Vorstellbar ist, dass Ihnen aufgrund der Fragen folgende Menschen in den Sinn kommen: Frau K. ist evangelisch, mit einem Muslim verheiratet und kommt nicht zum Gottesdienst. Paul kann nicht lesen. Obwohl er im Konfirmandenalter ist, nimmt er nicht an der Konfirmandengruppe teil. Seitdem Herr G. Hartz IV bezieht, singt er nicht mehr im Chor mit.

Die Fragen dieser Handreichung sollen helfen, nach Barrieren zu suchen, die eine Beteiligung erschweren oder verhindern.

Barrieren in Köpfen abbauen

Inklusion ist eine Haltung. Der Abbau von Barrieren beginnt im Kopf. Wo Menschen Vorurteile verändern, Klischees hinterfragen, einander offen und suchend begegnen, beginnt Inklusion. Inklusion heißt: Menschen begegnen sich mit Wertschätzung, Akzeptanz und gegenseitiger Anerkennung ihrer Unterschiedlichkeit.

Meine Grenze ist unsere Aufgabe

Wer inklusiv denkt, entdeckt den Reichtum im Anderen und zugleich die besonderen Grenzen und Bedürfnisse. Wo das Verschiedensein aller als Chance und Reichtum geschätzt wird, da werden auch Barrieren, Grenzen und Abwertung zur gemeinsamen Aufgabe

aller. Inklusion „ist ein gesellschaftlicher Anspruch, der besagt, dass die Gesellschaft ihrerseits Leistungen erbringen muss, die geeignet sind, Diskriminierungen von Menschen aller Art und auf allen Ebenen abzubauen, um eine möglichst chancengerechte Entwicklung aller Menschen zu ermöglichen.“²⁹

Galt es früher als das Problem des Menschen im Rollstuhl, nicht mit der Straßenbahn fahren zu können, so wird es heute zum Problem der Verkehrsbetriebe, keine barrierefreien Wagen zu haben. Ausgrenzung und Abwertung ist nicht das Problem des Einzelnen. Inklusion überlässt es nicht den „Opfern“ von Ausgrenzungen, Teilhabe einzuklagen, sondern macht die Ermöglichung von Teilhabe zur Aufgabe aller.³⁰

Eine inklusiv denkende Kirche fragt: Was müssen wir tun, damit jede und jeder sich willkommen fühlen kann und alle mitmachen können?

Grenzen oder Fähigkeiten

Inklusion hat als Ziel, die Trennung von Menschen mit und Menschen ohne Behinderung zu überwinden, und weist darauf hin, dass alle Menschen Grenzen und Fähigkeiten haben. Denn zuweilen ist überhaupt nicht klar, ob es sich um eine Grenze oder um eine Fähigkeit handelt, oder um beides zugleich.

Ein blinder Mann sagt von sich, er lasse sich nicht von Äußerlichkeiten leiten. Autistische Menschen sind oft ausdauernd und hoch konzentriert. Menschen, die früher als verhaltensgestört bezeichnet wurden, werden auch als verhaltensoriginell erlebt.

Ein schönes Beispiel für die Entdeckung einer Begabung aus der Praxis am Pädagogisch-Theologischen Institut: Mehrere Gruppen befanden sich zu Fortbildungen im Haus. Alle trafen bei der Kaffeepause im Foyer aufeinander. Die Atmosphäre war vorsichtig verhalten, und die wenigen Gespräche wurden leise geführt. Zu einer (inklusive) Gruppe gehörte ein Mann mit „geistiger Behinderung“, Anfang 20.

Dieser hatte die Eigenart (oder das Talent), sich vorsichtig an andere Menschen anzunähern, dann behutsam mit seiner Hand über deren Haare zu streichen und dabei grinsend und unüberhörbar zu sagen: „Schöne Haaaaaare!!!“ So auch hier. Spontan brachen die Anwesenden in lautes Lachen aus. Sein Verhalten wurde von einigen aufgenommen, so dass sich in den nächsten Tagen wildfremde Menschen ab und an gegenseitig über die Haare strichen.

Ist dieser Mann nun geistig behindert oder sozial hoch begabt? Vermutlich ist er beides. Oder auch keines von beiden, denn es sind ja lediglich vereinfachende Etiketten. Viel entscheidender ist die Frage, was ein Mensch für mich ist. Wen sehe ich in diesem Menschen? Seine Grenzen oder seine Talente? Oder allgemein gefragt: Sehe ich in jedem Menschen die Gaben und Talente, mit denen sie/er gesegnet ist? Und wie ist das im Blick auf mich selbst?

1.6 Kann wirklich jeder kommen?

„Da kann ja jeder kommen“ lautet der Titel dieser Orientierungshilfe. Ihr Titel ist durchaus wörtlich gemeint. Aber muss es nicht auch Grenzen geben?

Öffentlich oder privat

Die Forderungen, die sich mit dem Begriff der Inklusion verbinden, richten sich an das öffentliche Leben. Alle Menschen haben das Recht und müssen die Möglichkeit haben, ein Kino zu besuchen und Busse und Bahnen zu benutzen. Andere Lebensbereiche aber sind privater Natur. Wen ich zu meiner Geburtstagsfeier einlade, ist allein meine Entscheidung.

Wie ist das nun mit dem Leben in Kirchengemeinden? Sind unsere Gemeinden öffentlich, oder handelt es sich um geschlossene Gesellschaften? Wie öffentlich möchten kirchliche Orte sein? Wann leisten wir einen Beitrag zum öffentlichen Leben, und wo bleiben wir ganz bewusst unter uns? Inklusion jedenfalls fordert die Kirche als öffentliche Organisation auf, allen Menschen Teilnahme zu ermöglichen.

„Wer nicht gegen euch ist“ (Lk 9,50)

Gruppen verwehren anderen Menschen die Zugehörigkeit, wenn sich diese aktiv gegen die Grundwerte ihrer Gemeinschaft wenden. Eine demokratische Partei kann Menschen ausschließen, die sich gegen die demokratische Grundordnung wenden. Die Bürger-

²⁹ Reich, Kersten, (Hg.), Inklusion und Bildungsgerechtigkeit, Weinheim u. Basel 2012, S. 39.

³⁰ Im Inklusionskonzept geht es um gesellschaftliche Veränderungen, „die es jedem ermöglichen, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, im Unterschied zur Integration, die eine Anpassung des beeinträchtigten Menschen an seine Umgebung bedeutet“. Stein, Anne-Dore, Die Bedeutung des Inklusionsgedankens – Dimensionen und Handlungsperspektiven, in: Hinz, Andreas u.a. (Hg.), Von der Integration zur Inklusion, Marburg 2010, S. 79.



initiative gegen Atomkraft kann den Betreibern von Atomkraftwerken die Mitgliedschaft verweigern. Gleichwohl kann sie mit diesen Menschen im Gespräch bleiben.

Für das gemeinsame Leben in der Kirchengemeinde erinnern wir an Lk 9,49f. Der Jünger Johannes versucht eine fremde Person daran zu hindern, im Namen Jesu zu handeln, „»denn sie hat sich uns nicht angeschlossen.« Jesus aber sagte zu ihm: »Hindert sie doch nicht daran! Wer nicht gegen euch ist, ist für euch!«“ Nicht jeder muss sich der Gemeinschaft anschließen, um im Namen Jesu zu wirken. Jesu Kriterium ist lediglich: Nicht-gegen-uns-sein.

Gewalt verhindern

Gegen-uns-Sein meint nicht nur Gegen-unser-Bekenntnis-Sein, sondern ganz real Gegen-uns-Handeln. Brisant ist die Frage, wie an kirchlichen Orten mit Menschen umgegangen wird, die anderen Menschen Gewalt antun oder angetan haben: Sexualisierte Gewalt, rechtsradikale Gewalt, häusliche Gewalt, psychische Gewalt und Mobbing, religiös motivierte Gewalt? Was ist mit denen, die andere Menschen massiv abwerten, belästigen, in Verruf bringen, schädigen? Wer inklusiv denkt, wird noch aufmerksamer für Gewalt und Gewaltprävention werden. Dazu gibt es hier im Arbeitsteil unter dem Thema „Abwertung und Gewalt verhindern“ eine Reihe von Fragen.

Fähigkeiten als Voraussetzung

Eine Gruppe verweigert jemandem die Teilnahme, wenn der Person eine bestimmte Fähigkeit fehlt, die nötig ist, damit die Gruppe ihr gemeinsames Ziel verfolgen kann. Die Kantorei schließt Menschen aus, die nicht gut genug singen können. Beim offenen Singen der Gemeinde dagegen gibt es keine Zugangsvoraussetzung. So stellen sich auch hier wichtige Fragen:

Welche Arten von Gruppen und Aktivitäten gibt es in unserer Gemeinde? Sind es vorwiegend Gruppen, in denen alle bestimmte Fähigkeiten besitzen müssen?

Oder gibt es neben der Kantorei auch eine Musikgruppe, bei der musikalische Begabung und Bildung keine Voraussetzung ist? Muss wirklich jede/r Teilnehmende der Theatergruppe ein/e gute/r Schauspieler/in sein? Vielleicht kann ein interessierter Mensch andere Aufgaben übernehmen und so zur Gruppe dazugehören. Wer Ausschau nach Teilhabemöglichkeiten hält, kann Erstaunliches entdecken: Gehörlose Menschen tanzen, eine stummer Mann singt im Chor, Männer häkeln mit für den Gemeindebasar.

Inklusion als bleibende Aufgabe

Wer immer will, soll die Möglichkeit haben, sich und seine Talente in die Kirche einzubringen. „Inklusion meint die volle und wirksame Teilhabe an Gesellschaft und die Einbeziehung aller in das Leben einer Gesellschaft.“³¹ Es geht um die Vergrößerung von Möglichkeiten der Teilhabe. Und es geht um das Erleben: Ich gehöre dazu. Ich bin als Person geachtet und werde beachtet. Tatsächlich liegt im Gedanken der Inklusion etwas Visionäres. Es wird also weder einen kirchlichen Ort geben, von dem man sagen könnte, er sei gänzlich inklusiv, noch einen, der völlig exklusiv ist. Es geht nicht um ein Ganz oder Gar nicht, sondern um ein Mehr oder Weniger. Inklusion ist ein Prozess, in dem Menschen sich gemeinsam auf den Weg machen, Barrieren abzubauen und Teilhabe zu ermöglichen. Inklusion kann überall anfangen, hört aber nie auf. Inklusion ist ein lebendiger Prozess, der von unterschiedlichen Standorten gestartet und weitergeführt werden kann. Inklusion ist eine große Vision, aber auch bereits der erste kleine Schritt. Inklusion ist kein Zustand, sondern eine bleibende Aufgabe.

³¹ Art. 3 UN-Behindertenrechtskonvention

2. Inklusion entwickeln – mit den Fragen arbeiten

„Leben Sie jetzt die Fragen.“

(Rainer Maria Rilke, Briefe an einen jungen Dichter)

2.1 Einführung in den Arbeitsteil

Wäre es nicht großartig, wenn ...

Der praktische Teil dieser Orientierungshilfe soll Sie vor Ort unterstützen bei dem, was Sie wollen, wofür Sie Chancen sehen, was Sie reizt, herausfordert, interessiert und worauf Sie Lust haben. Und wenn es dabei nicht streng zielorientiert zugeht, sondern spielerisch, kreativ und humorvoll, wenn Raum für Berührendes, für Phantasien, für merkwürdige Projekte entsteht, dann ist das ganz im Sinn dieser Schrift. Vielleicht lassen Sie sich anstecken von der Lust an Vielfalt, Eigensinn und Einzigartigkeit – und zum Träumen und Handeln anregen. Wäre es nicht großartig, wenn ...?

Eine Sammlung von Fragen

Der Kern dieses praktischen Teils besteht aus einer Sammlung von vielen Fragen. Damit orientiert er sich an Entwicklungsinstrumenten für Inklusion, die sich auf andere gesellschaftliche Bereiche beziehen und schon seit einigen Jahren vorliegen.

Zuerst erschienen ist 2003 der „Index Inklusion für Schulen“¹, eine Übersetzung aus dem Englischen. Es folgte ein Index für Kindertagesstätten² 2006 und einer für Kommunen 2011.³ Anders als das etwas unglücklich gewählte Wort „Index“ erwarten lässt, handelt es sich nicht um Instrumente, die Normen festlegen oder Standards für Inklusion vorgeben. „Index“ meint eigentlich nur, dass es sich um eine Sammlung, um ein Verzeichnis handelt. So stellt jeder Index eine Fülle von Fragen zu verschiedenen Themenbereichen bereit, mit deren Hilfe Veränderungsprozesse auf dem Weg zu einer inklusiven Gemeinschaft eingeleitet werden können.

Orientiert an diesen Vorlagen ist eine eigene Sammlung von Fragen entwickelt worden, die auf evangelische Kirchengemeinden zugeschnitten ist.

Die Fragen beziehen sich beispielhaft auf eine Gestalt kirchlichen Lebens, nämlich auf die Ortsgemeinde, jedenfalls zunächst. Einiges davon lässt sich sicher auch für andere kirchliche Orte gewinnbringend einsetzen.

Die Fragen nehmen sehr unterschiedliche, vielleicht auch überraschende Aspekte von Inklusion in den Blick. Nicht alles passt auf alle. Das soll auch gar nicht so sein. Fangen Sie irgendwo an. Keine Frage ist einer anderen übergeordnet.

Themenfelder

Die verschiedenen Fragestellungen sind hier inhaltlich um 21 Themen gruppiert. Die Themen folgen nicht den gemeindlichen Arbeitsfeldern, sondern bieten Zugänge an, die quer dazu liegen. Gefragt wird nach Haltungen, nach Umgangsformen, nach Kommunikation und Planungsvorgängen. Es geht um Zusammenarbeit und Vernetzung genauso wie um Räume und Ausstattungen.

Die Fragen

Die Fragen dieser Orientierungshilfe sollen nicht mit Ja oder Nein abgehakt werden, auch wenn manche zunächst so klingen mögen. Die Fragen und die im Anschluss folgenden methodischen Vorschläge sollen dabei helfen, viele verschiedene Menschen einzubeziehen und ins Gespräch zu bringen. Sie sollen möglichst vielfältig zum Austausch anregen. Und je näher an den je eigenen Erfahrungen, je konkreter die beteiligten Menschen ihre Wahrnehmungen und Interessen einbringen, desto besser. Denn Inklusion meint: Jeder Blickwinkel zählt! Kein Beitrag ist zu nebensächlich.

Von sich selbst ausgehen

Weil es Fragen sind, zielen sie gerade auch darauf, bisher unentdeckte Wahrnehmungen und Gefühle in den Dialog einzuspeisen. Je nachdem, wie sie gehört werden, berühren sie auch persönliche und emotionale Ebenen. Und ihr durchgängiger Grundsatz lautet wie das Thema, mit dem der Katalog der Fragen beginnt: „Von sich selbst ausgehen“. Erfahrungsgemäß bietet es sich an, mit Fragen aus diesem Themenbereich zu beginnen. Deshalb steht er am Anfang. Die Reihenfolge der weiteren Themen sagt nichts über eine Vor- oder Nachordnung aus.

1 Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln, Booth, Tony, Ainscow, Mel, übers., bearb. und hg. v. Boban, Ines u. Hinz, Andreas, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2003.

2 Index für Inklusion. Tageseinrichtungen für Kinder, Booth, Tony, u.a., deutschsprachige Ausgabe, GEW (Hg.), Frankfurt a.M. 2006.

3 Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch, Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, Bonn 2011.

Gemeinsam inklusiv denken

Das Nachdenken über die unterschiedlichen Aspekte von Inklusion, gemeinsam und auf Augenhöhe, ist im Sinne dieses Fragenkatalogs ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Entwicklungsschritt.

Offene Kommunikationsprozesse

Diese Orientierungshilfe setzt damit bei einer besonderen Stärke von Kirchengemeinden an: es gibt viele Gruppen und Beziehungen, in denen Menschen miteinander im Gespräch sind, zum Teil sehr persönlich. Gemeinden verfügen in der Regel über eine Vielfalt von Kommunikationsräumen. Der Frageteil setzt auf „inklusive Erzählräume“⁴ und kann deren Entfaltung fördern. Christliche Gemeinde ist immer auch Erzählgemeinschaft. Offene Kommunikationsprozesse, in denen jede Stimme zählt, gehören wesentlich zu unserer reformatorischen Tradition. Sie sind gut evangelisch. Also gibt es hier wirklich nur 210 Fragen und keine Antworten.

Die Fragen können dabei helfen, Ideen und Veränderungsschritte zu finden, die zu den Menschen, den Problemen, den Interessen und Ressourcen vor Ort passen. Und wie groß die Schritte sind, die man sich jeweils vornimmt, das muss an jedem Ort selbst entschieden werden. Manchmal sind es Haltungen oder Beziehungen, die verändert werden, manchmal müssen sich Strukturen ändern.

Die Fragen nutzen

Es geht nicht darum, den ganzen Katalog der Fragen abzuarbeiten, sondern darum, sich als Gemeinde schrittweise zu entwickeln. Wählen Sie einzelne Fragen aus! Nutzen Sie die Fragen, die Ihnen dienlich erscheinen, für Ihre Interessen und Schwerpunkte vor Ort. Legen Sie andere beiseite. Formulieren Sie weitere, neue Fragestellungen! Vielleicht wird zunächst nur in der Jugendarbeit über die Fragen nachgedacht oder im Presbyterium. Vielleicht gibt es einen Tag mit allen Mitarbeitenden. Die Arbeit mit den Fragen kann an ganz verschiedenen Orten in der Gemeinde stattfinden: in der Konfirmandenarbeit, in der Frauenhilfe, im Gemeindecafé, in Teambesprechungen, als Einheit im Gottesdienst genauso wie in eigens zum Thema Inklusion organisierten Veranstaltungen. Für Kindertagesstätten gibt es zur Vertiefung eine eigene Sammlung von Fragen (s. Literaturliste).



Die Fragen erweitern

Die Fragen zielen darauf, dass eigene Erfahrungen zur Sprache kommen, dass Positives aber auch Verbesserungswürdiges gesehen wird. Ressourcen sollen erkennbar und Veränderungsprozesse in Gang gebracht werden. Trotzdem sind die Fragen der Einfachheit halber relativ knapp formuliert. Mit folgenden Impulsen kann eine Gesprächsleitung die jeweils zur Diskussion stehende Frage ergänzen:

- Wie erleben Sie das selbst?
- Gibt es ein konkretes Beispiel dazu aus Ihrer eigenen Erfahrung?
- Woran kann man das merken?
- Was führt dazu?
- Was ist dabei hilfreich?
- Was ist dabei hinderlich?
- Wer kennt sich damit besonders aus?
- Wie können wir das weiter fördern?
- Wie können wir das verändern?
- ...

⁴ Liedke, Ulf, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchengemeinden. In: Pastoraltheologie 101, Jg. 2012, S.84.



→ Übersicht über die Themen der Fragen

→ Von sich selbst ausgehen	19
→ Von den reichen Fähigkeiten aller ausgehen	19
→ Willkommen sein	20
→ Einander mit Respekt begegnen	20
→ Vorurteile hinterfragen	21
→ Ausgrenzung und Beleidigung verhindern	21
→ Hilfe annehmen und Hilfe anbieten	22
→ Gut vernetzt sein am Ort	22
→ Gut zusammen arbeiten	23
→ Wohlbefinden und Gemeinschaft fördern	23
→ Barrierefreie Gebäude schaffen	24
→ Neue Menschen und neue Ideen begrüßen	24
→ Orientierung für alle anbieten	25
→ Abwertung und Gewalt verhindern	25
→ Fair mit Mitarbeitenden umgehen	26
→ Vielfalt in Veranstaltungen einplanen	26
→ Teilhabe und Teilgabe stärken	27
→ Gute Kommunikation ermöglichen	27
→ Unterschiedlichkeit begrüßen	28
→ Vielfältige Ressourcen nutzen	28
→ Räume für vielfältige Aktivitäten einrichten	29

2.2 Die Fragen

Wann haben Sie sich einmal ausgeschlossen gefühlt?

Wann ist Ihnen das letzte Mal aufgefallen, dass jemand ausgegrenzt wurde?

Wo haben Sie erlebt, anerkannt und wertgeschätzt zu werden? Was hat dazu beigetragen?

Wie können wir von unseren unterschiedlichen Lebenswelten und Erfahrungen lernen? Was ist hinderlich, was ist hilfreich dabei?

Haben Sie einmal erlebt, dass Anteile Ihrer Persönlichkeit abgelehnt, abgewertet oder nicht anerkannt wurden?

Von sich selbst ausgehen

Können Sie sich vorstellen, gegen Einseitigkeiten, Vorurteile oder Diskriminierung Stellung zu beziehen?

Wann würden Sie sich ängstlich, wann mutig fühlen?

Was trägt dazu bei, dass Sie sich in der Kirchengemeinde wohlfühlen?

Was hilft Ihnen, sich anderen Menschen zu öffnen? Was hindert Sie?

Regt Sie das Gemeindeleben dazu an, ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln? Was trägt dazu bei?

Was gibt Ihnen das Gefühl, dazu zu gehören?

Nutzen die Menschen in der Kirchengemeinde Chancen, sich auszuprobieren und auf bisher nicht geübte Art zu beteiligen?

Werden Menschen unterschiedlichen Alters gleichermaßen wertgeschätzt und ihre Erfahrungen einbezogen?

Können alle Menschen in der Gemeinde das Gefühl haben, dass sie mit ihren Fähigkeiten gesehen werden?

Wird die Teilnahme von Menschen aus „bildungsfernen Schichten“ in den Veranstaltungen der Gemeinde gewünscht?

Spricht die Breite der gemeindlichen Angebote die Menschen in ihren unterschiedlichen Befähigungen an?

(z.B. Bewegung, Handwerkliches, Musisches)

Von den reichen Fähigkeiten aller ausgehen

Gibt es Angebote, die zum Ziel haben, unterschiedlich befähigte Menschen zusammenzubringen?

Wer wünscht sich, für Menschen mit Beeinträchtigungen Zugänge zu gemeindlichen Angeboten zu schaffen?

Gibt es Orte in der Gemeinde, an denen die gleichberechtigte Beteiligung von vielen verschiedenen Menschen besonders gut gelingt?

Werden alle Menschen in der Gemeinde ermutigt, Verantwortung zu übernehmen?

Wo und wie können sich Menschen als aktive Mitgestalter/-innen der biblischen Botschaft erleben?

Woran merkt man, dass sich interreligiöse Paare und Familien in der Gemeinde wohlfühlen können?

Können sich alle Menschen gleichermaßen willkommen fühlen?

Sind Informationen über die Gemeinde für alle zugänglich und verständlich?

(z.B. Gemeindebrief in leichter Sprache, Vermeidung von „Insidersprache“ und „Insiderwissen“, Gesangbücher in Großdruck, Predigt auf Tonträgern)

Wie wird dafür gesorgt, dass sich im Gottesdienst alle zurechtfinden können?

Willkommen sein

Kann man erkennen, welche Aktivitäten selbstverständlich allen offen stehen?

Sind die Eingangsbereiche ansprechend, einladend und informierend gestaltet?

Wie werden Menschen, die neu sind, willkommen geheißen?

Trägt die Atmosphäre in der Gemeinde zu einem vertrauensvollen Miteinander bei?

Woran können Familien mit behinderten Angehörigen merken, dass sie in der Gemeinde willkommen sind?

Erleben Menschen den ersten Kontakt mit der Gemeinde als freundlich und offen?

Werden alle mit Respekt angesprochen und so, wie sie es gerne möchten?

(z.B. mit der korrekten Aussprache ihres Namens, mit „Du“ oder „Sie“)

Akzeptieren die Menschen Unterschiede in ihrer Religiosität und Glaubenspraxis?

Wie wird dafür gesorgt, dass Streitigkeiten fair bearbeitet werden können?

Gibt es einen verständnisvollen Umgang miteinander, wenn jemand verletzt, verärgert oder enttäuscht reagiert?

Werden Menschen mit Behinderungen als eigenständige und selbstbestimmte Personen wahrgenommen?

Einander mit Respekt begegnen

Können Menschen in der Gemeinde das Gefühl haben, dass sie und andere fair behandelt werden?

Beraten Gemeindeglieder und Mitarbeitende über ihre Vorgehensweisen, mit denen sie auf provozierendes oder störendes Verhalten reagieren?

Ist es üblich, dass alle auf Missstände oder Regelverletzungen hinweisen können und gehört werden?

(z.B. bei Geschäftsordnungsfehlern, nicht eingehaltenen Absprachen, sexualisierten Übergriffen)

Woran merken die Einzelnen, dass ihre Grenzen respektiert werden?

Können alle Mitglieder gemeinsamer Gremien das Gefühl haben, dass ihr Beitrag geschätzt wird?

Wird es vermieden, einzelne Personen oder bestimmte Gruppen als „Störenfriede“ abzustempeln?

Werden unterschiedliche soziale Milieus und die mit ihnen verbundenen Interessen und kulturellen Vorlieben wertgeschätzt?

Werden biblische Geschichten genutzt, um sich z.B. mit Prostitution oder Homosexualität auseinander zu setzen?

Wird die Bibel genutzt, um sich die Situation von Menschen bewusst zu machen, die von Ausgrenzung bedroht sind?
(z.B. durch Armut)

Welche Bestrebungen gibt es, Etikettierungen von Einzelpersonen oder Gruppen zu vermeiden?

Vorurteile hinterfragen

Wird in der Gemeinde ein geschichtliches Verständnis von der Unterdrückung bestimmter Menschengruppen gefördert?

Gibt es einen Austausch darüber, welche Bedeutung körperliche Perfektion, Schönheit und Leistungsfähigkeit haben?

Können sich Frauen und Männer frei von typischen Rollenerwartungen in der Gemeinde einbringen?

Kann sich in Gebeten, Predigten und anderen geistlichen Äußerungen jeder Mensch in einer Vielfalt von Rollen wiederfinden?
(z.B. als gebend und nehmend, als helfend und hilfsbedürftig, als passiv und aktiv)

Wird bei Darstellungen von Jesus und anderen biblischen Gestalten auf die Vielfalt ihrer Erscheinungsbilder geachtet?

Gibt es einen Austausch über die Bewertung von Bildung und geistigen Fähigkeiten?

Ist allen bewusst, dass durch mangelndes Zutrauen und Ungleichbehandlung neue Barrieren entstehen können?

Fällt es auf, wenn abwertende Bemerkungen über Menschen oder Menschengruppen gemacht werden?

Werden Ausdrucksweisen von Menschen mit Behinderungen oder Demenzerkrankungen ernstgenommen?

Ist der Umgang miteinander für Frauen und Männer, Mädchen und Jungen gleichermaßen unterstützend?

Ausgrenzung und Beleidigung verhindern

Wird gleichgeschlechtliche Sexualität in der Gemeinde als Teil der menschlichen Vielfalt wertgeschätzt?

Wird sich gelegentlich bewusst gemacht, wer in der Vorstellung der Beteiligten zum „Wir“ zählt?

Setzen sich Menschen in der Gemeinde für andere ein, die ihrer Meinung nach unfair behandelt werden?

Fühlen sich alle Bürger/-innen, die im Wohnumfeld der Gemeinde leben, gut aufgehoben, sicher, zugehörig und anerkannt?

Wird es bemerkt, wenn Menschen ausgegrenzt werden?

Gibt es die Möglichkeit, einen Fahrdienst zu den Veranstaltungen der Gemeinde zu nutzen?

Ist es üblich, sich in der Gemeinde gegenseitig um Hilfe zu bitten?

Wird die Entwicklung von unterstützenden Beziehungen aktiv angeregt?

(z.B. durch Einrichtung von Freundeskreisen oder Nachbarschaftshilfen)

Erhalten auch junge, alte oder beeinträchtigte Menschen die Chance, anderen zu helfen?

Wie wird dafür gesorgt, dass Menschen, die in der Gemeinde um Unterstützung bitten, das vertrauensvoll tun können?

Hilfe annehmen und Hilfe anbieten

Können Helfende und Menschen, die Hilfe empfangen, sich als gleichwertige Partner/-innen wahrnehmen?

Gibt es Verzeichnisse oder andere Hilfsmittel, mit denen die Unterstützungsangebote der Kirchengemeinde zu finden sind?

Wie wird für eine Vernetzung mit beratenden Diensten und Hilfsangeboten Dritter gesorgt, um Menschen mit persönlichen Problemen, in Krisen und bei Erkrankungen zur Seite stehen zu können?

Betrachten die Menschen das Geben und Annehmen von Hilfe als normalen Teil der Aktivitäten?

Werden Menschen mit Hilfebedarf so unterstützt, dass sie die Angebote auch gerne annehmen?

Steht die Kirchengemeinde mit Funktionspfarrstellen in der Region in Kontakt?

(z.B. aus Krankenhaus, Schule, Diakonie, Justizvollzugsanstalten)

Gibt es Zusammenkünfte mit kulturellen oder sozialen Organisationen, um sich kennen zu lernen und die jeweiligen Anliegen mitzuteilen?

Wie werden übergemeindliche kirchliche Dienste in der Gemeinde genutzt?

Beteiligt sich die Kirchengemeinde an Aktivitäten anderer lokaler Gruppierungen oder bezieht solche in ihre Angebote ein?

Kennen und nutzen andere lokale Gruppierungen das, was die Kirchengemeinde an Ausstattung und Räumen zur Verfügung stellen kann?

Gut vernetzt sein am Ort

Beteiligt sich die Kirchengemeinde an übergreifenden kommunalen Gremien?

(z.B. an Stadteilkonferenzen, Ausschüssen)

Kennen, schätzen und nutzen lokale Einrichtungen die Angebote der Kirchengemeinde?

(z.B. Schulen, diakonische Einrichtungen)

Gibt es Angebote der Kirchengemeinde an Orten, wo die Menschen wohnen, arbeiten oder ihre Freizeit verbringen?

Wie trägt die Kirchengemeinde zum Aufbau von guten nachbarschaftlichen Beziehungen der Menschen vor Ort bei?

Wie ist die Kirchengemeinde mit diakonischen Einrichtungen in der Region im Austausch?

Werden Störungen durch besonderes Verhalten als eine Aufgabe angesehen, die gemeinsam nach Lösungen suchen lässt?

(z.B. im Gottesdienst)

Haben alle ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiter/-innen das Gefühl, dass sie geschätzt und unterstützt werden?

Ist die Zusammenarbeit in der Gemeinde ein gutes Vorbild und macht Lust darauf, selbst aktiv zu werden?

Sind Menschen mit Beeinträchtigungen als Mitarbeiter/-innen willkommen?

Gut zusammen arbeiten

Was hilft den Mitarbeitenden, ihre Stärken und Schwächen gegenseitig zu akzeptieren?

Wie wird im Presbyterium dafür gesorgt, dass es gute Kenntnisse über alle Arbeitsbereiche der Gemeinde gibt?

Sind alle Mitarbeitenden dafür verantwortlich, dass Menschen mit Beeinträchtigungen sich beteiligen können?

Können sich Menschen ermutigt fühlen, ihr Können selbstbewusst in die Arbeit der Gemeinde einzubringen?

Ist die Arbeit fair verteilt?

Werden Leistungen und Anliegen aller Bezirke oder Arbeitsbereiche gegenseitig wertgeschätzt?

An welche Momente im Gemeindeleben erinnern Sie sich, in denen das Miteinander von Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit in besonderer Weise geglückt war?

Gibt es Aktivitäten der Kirchengemeinde, die den Menschen das Leben in ihrem Wohnviertel angenehmer machen?

Stehen in der Gemeinde gut erreichbare Räume für die Ausübung individueller Bedürfnisse offen und ist das akzeptiert?
(z.B. zum Beten, für Ruhepausen, zum Stillen oder Wickeln, für Toilettengänge)

Trägt das Klima in der Gemeinde zu Zuversicht und Lebensfreude bei?

Wohlbefinden und Gemeinschaft fördern

Pflegen die Bürger/-innen im Gemeindebezirk eine gute Nachbarschaft mit Menschen, die aus einem anderen Teil der Welt in ihren Ort gekommen sind?

Können die im Wohnumfeld der Gemeinde angesiedelten Glaubensgemeinschaften ihre Religion friedlich ausüben?

Stärkt die Kirchengemeinde das Zusammengehörigkeitsgefühl und die nachbarschaftlichen Beziehungen der Menschen am Ort? Was ist dazu hilfreich?

Bietet die Gemeinde gute Gelegenheiten, um soziale Kontakte aufzubauen und zu pflegen?

Können alle davon ausgehen, dass ihre Grenzen respektiert werden? Woran kann man das merken?

Gibt es einen Austausch über Werte, Ziele und die gesellschaftliche Bedeutung von Inklusion?

Können Menschen mit Kinderwagen, Rollstuhl oder Geh-Hilfe alle Gebäudeteile ohne fremde Hilfe erreichen?

Sind barrierefreie Toiletten vorhanden, gut sichtbar ausgeschildert und zugänglich?

Sind Toiletten ausreichend vorhanden, so dass auch Kinder, Ältere oder Schwangere entspannt an Veranstaltungen teilnehmen können?

Ist es ein anerkanntes Ziel der Gemeinde, allen Personen einen barrierefreien, offenen Zugang zu allen Gebäudeteilen zu schaffen?

Sind Toiletten so ausgestattet, dass z.B. Windeln und gebrauchte Hygieneartikel unauffällig entsorgt werden können?

Barrierefreie Gebäude schaffen

Sind gehörlose, sehgeschädigte und körperbehinderte Menschen an der barrierefreien Gestaltung der Kirchengemeinde beteiligt?

Gibt es genügend Haltegriffe an Treppen und Stufen?

Gibt es Hinweisschilder, die auch für nicht lesende Menschen verständlich sind und die Nutzung der Räume und der Ausstattung erleichtern?

Sind Parkplätze, Zugänge und Wege ausreichend beleuchtet, so dass sich alle Teilnehmer/-innen von Abendveranstaltungen sicher fühlen können?

Gibt es auf Vorplätzen und an längeren Wegen ausreichend Sitzgelegenheiten für Menschen mit Gehbehinderungen, um dort auszuweichen?

Sind die Gemeindeglieder offen dafür, von Neuem und Unerwarteten überrascht zu werden?

Haben Menschen in der Gemeinde das Gefühl, dass sie ohne Angst vor möglichen Fehlern etwas Neues ausprobieren können?

Gibt es Informationspakete zur Begrüßung von neu hinzugekommenen Menschen?

Gibt es Verfahrensweisen, um gute, aber zunächst nicht benötigte Ideen aufzubewahren?

Wer bringt neue Ideen ein, und wie wird ihre Umsetzung unterstützt?

Neue Menschen und neue Ideen begrüßen

Ist geregelt, wie und ob Neue begrüßt werden?
(in Veranstaltungen, bei Neuzugezogenen, neuen Gruppenmitgliedern und Mitarbeitenden)

Werden auch gelegentliche Besucher/-innen willkommen geheißen?

Werden neue haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende ermutigt, Wahrnehmungen aus ihrer noch vorhandenen Außensicht mitzuteilen?

Bietet das Gemeindeleben die Chance, regelmäßig von eigenen ungeahnten Fähigkeiten oder denen anderer Menschen überrascht zu werden?

Wie werden neue Mitarbeiter/-innen über die Kirchengemeinde informiert und eingearbeitet?

Wie sorgt die Gemeinde dafür, dass alle einen Ansprechpartner für ihre Anliegen finden?

Sind Grundgedanken der Inklusion in der Gemeindekonzeption aufgenommen?

Welche Bestandteile der Gemeindekonzeption helfen, Ausgrenzung und Diskriminierung zu vermeiden?

Sind alle Informationen über die Angebote der Kirchengemeinde leicht auffindbar, vollständig, aktuell und verständlich?

Auf welche Weise werden alle Bewohner/-innen im Gebiet der Kirchengemeinde ermutigt, die Angebote zu nutzen?

Orientierung für alle anbieten

Wie wird festgestellt, wen die Kirchengemeinde mit ihren Informationen nicht erreicht?

Sind Informationen über Angebote der Gemeinde für alle Menschen gut zugänglich und verständlich?

Werden unterschiedliche Kommunikationsmittel zur Information genutzt?

(z.B. Flyer, Plakate, persönliche Empfehlungen und Ansprechpartner/-innen, Materialien mit Bildern und in einfacher Sprache)

Gelangen Informationen über gemeindliche Aktivitäten zu Bewohner/-innen diakonischer Einrichtungen?

Ist es für alle möglich, sich leicht in den Gebäuden der Kirchengemeinde zu orientieren?

Wie wird dafür gesorgt, dass das, was der gleichberechtigten Teilnahme dienen soll, nicht zur Etikettierung oder Beschämung von Einzelnen oder Gruppen führt?

(z.B. Umgang mit alkoholkranken Menschen beim Abendmahl)

Wie wird damit umgegangen, wenn sich Einzelne oder Gruppen abfällig oder verletzend über andere äußern?

Wird wahrgenommen, wenn sich Fälle von Gewalt, Mobbing oder sexuellen Übergriffen in der Kirchengemeinde ereignen?

Sind Angebote zur Gewaltprävention, Selbstbehauptung und -verteidigung Bestandteile des gemeindlichen Programms?
(z.B. im Kindergarten, für Jugendliche, Senioren)

Werden biblische Geschichten genutzt, um die Mechanismen von Gewalt gegen Frauen und Möglichkeiten des Widerstands zu thematisieren?

Abwertung und Gewalt verhindern

Sind Kontaktdaten von Hilfsangeboten für Gewaltsituationen in der Gemeinde veröffentlicht und bekannt?

(z.B. von Frauenhäusern, Beratungsstellen, Kinderschutzbund, Jugendnotruf, Notruf bei Gewalt gegen Homosexuelle)

Werden in den Kollektenmitteln Organisationen bedacht, die Hilfsangebote für Menschen bereithalten, die Gewalt erlitten haben?

Werden Themen der Kirchengeschichte genutzt, um über die Mechanismen von Gewalt und Möglichkeiten des Widerstands aufzuklären?
(wie z.B. Inquisition, Hexenverfolgung, Antisemitismus)

Beschäftigt sich die Gemeinde mit Identifikationsfiguren, die sich für Gewaltlosigkeit eingesetzt haben?
(wie z.B. M. L. King, M. Ghandi)

Gibt es einen Leitfaden, um abwertendes Verhalten und Gewalt zu verhindern, der allen bekannt ist?

Gehen ehren- und hauptamtlich Mitarbeitende respektvoll miteinander um?

Haben Mitarbeitende das Gefühl, dass sie und andere fair behandelt werden?

Wodurch unterstützt die Gemeinde die haupt- oder ehrenamtliche Mitarbeit von Menschen mit Beeinträchtigungen?

Wird regelmäßig geprüft, ob alle Arbeitsverhältnisse und -bedingungen in der Kirchengemeinde legal und fair sind?

Was trägt in besonderer Weise dazu bei, dass haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende gerne in der Gemeinde arbeiten?

Fair mit Mitarbeitenden umgehen

Gibt es Bemühungen, um Überforderung, Burn-out und Erschöpfung vorzubeugen und entgegenzuwirken?

Empfinden es Mitarbeiter/-innen als Problem, sich ihrer Aufgabe entsprechend zu kleiden?

Welche Informationsmöglichkeiten und Bildungsangebote gibt es für die haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden zu Fragen der Gleichstellung? (z. B. von Frauen und Männern, von Arbeitslosen, von Homosexuellen, von Menschen mit Behinderung)

Wird in der Gemeinde der Bedarf nach Mitarbeitenden mit anderer Religionszugehörigkeit thematisiert? (z.B. für Kindertagesstätten oder Jugendhäuser)

Sind Absprachen, Vereinbarungen und Dienstanweisungen für alle Beteiligten eindeutig, gültig und verständlich?

Finden Menschen aller Altersgruppen, Frauen und Männer, Angebote in der Gemeinde, die für sie interessant sind und sie unterstützen?

Werden Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe und persönlicher Begabungen in die Planung des Programms einbezogen?

Wird bereits bei der Planung von Aktivitäten darauf geachtet, dass alle möglicherweise interessierten Menschen teilnehmen können?

Entsprechen die Inhalte der Veranstaltungen den unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten der Menschen vor Ort?

Tragen Anfangszeiten und Wochentage, an denen gemeindliche Angebote stattfinden, dazu bei, dass Menschen aus unterschiedlichen Lebens- und Arbeitssituationen daran teilnehmen können?

Vielfalt in Veranstaltungen einplanen

Haben die Aktivitäten unterschiedliche Lebensphasen, Beziehungssituationen, sexuelle Orientierungen und familiäre Situationen der Menschen im Blick?

Gibt es Angebote und Aktivitäten, die im Freien stattfinden?

Gibt es die Praxis von Mädchen- und Frauengruppen oder Jungen- und Männergruppen, wenn das aus thematischen Gründen sinnvoll ist?

Werden von der Gemeinde organisierte Reisen und Ausflüge für alle zugänglich gemacht, unabhängig von Beeinträchtigungen oder finanziellen Möglichkeiten?

Werden Feste so geplant, dass sich möglichst viele unterschiedliche Personen an der Gestaltung beteiligen können?

Wie werden Menschen mit anderer Muttersprache in die Aktivitäten der Gemeinde einbezogen?

Gibt es Projekte in ihrer Gemeinde, an denen sich in beispielhafter Weise viele verschiedene Menschen auf ihre je eigene Art beteiligen?

Wird eine Vielzahl von unterschiedlichen Beteiligungsmöglichkeiten in den Veranstaltungen angeboten?
(z.B. Musizieren, Schreiben, Malen, Spielen, Essen, Vortragen, Meditieren, Stille, Bewegen)

Wird in Gottesdiensten, bei Sitzungen und sonstigen Veranstaltungen auf eine Ausdrucksweise geachtet, die von allen verstanden werden kann?

Bekommt jede Person, die versucht, sich mitzuteilen, die volle Aufmerksamkeit?

Werden in den Veranstaltungen Lieder, Texte und Musik verschiedener Generationen und Geschmacksrichtungen eingebracht?

Wie wird gefördert, dass sich die Menschen in der Gemeinde mit ihrem Namen ansprechen können?

Wird eingeplant, dass Menschen mit Beeinträchtigungen manchmal zusätzliche Zeit benötigen?
(z.B. für den Gebrauch ihrer Hilfsmittel)

Teilhabe und Teilhabe stärken

Wird bei den Angeboten ebenso viel Aufmerksamkeit darauf verwendet, die Gefühle anzusprechen wie den Verstand?

Wird die körperliche Anstrengung bei Teilnehmenden mit Beeinträchtigungen oder eine schnellere Erschöpfung berücksichtigt?

Wird auch mit denen gesprochen, die sich nicht mit Worten mitteilen können?

Gute Kommunikation ermöglichen

Wird geübt, auch über nicht-sprachliche Formen Kontakt zueinander aufzunehmen?

Werden auch Beiträge wertgeschätzt, die schwer verständlich sind?

Wird die persönliche Ausdrucksfähigkeit vielfältig gefördert?
(z.B. durch Sprache, künstlerisches Gestalten, Musik, Tanz)

Erweitert die Gemeinde ihr Repertoire um Geschichten, Lieder, Spiele und Speisen aus anderen Kulturen?

Ist in der Gemeinde anerkannt, dass Entwicklungsprozesse und Experimente wichtiger als Sachergebnisse oder ein Endprodukt sein können?

Werden künstlerische und kreative Aktivitäten in der Gemeinde gegenseitig anerkannt und wird ihnen Raum gegeben?

Kann jede Person das Gefühl haben, dass ihr persönliches Maß an zwischenmenschlicher Kommunikation respektiert wird?

Wird auf eine Vielfalt religiöser Ausdrucksformen und Rituale Wert gelegt?
(auch auf elementare Formen wie Schweigen, Atmen, Berühren, Essen, Gehen)

Werden Menschen, die sich vorwiegend nicht-sprachlich beteiligen, regelmäßige Zugangsmöglichkeiten angeboten?
(z.B. durch Gesten, Bilder, Gegenstände oder körperliche Aktivitäten)

Geben die Angebote unterschiedlichen Stimmungen und Gefühlen von Menschen Raum?

(Trauer, Freude, Unruhe, Verletzlichkeit, Wut, Verliebtheit, Humor)

Wird die Religionsverschiedenheit von Familien bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen berücksichtigt? *(z.B. durch Begrüßungen, Liturgie, Musik)*

Wie kommt die Geschwisterschaft zwischen Muslimen, Juden und Christen in der Kirchengemeinde vor?

Ist es in der Gemeinde üblich, Sichtweisen zu erkunden, die sich von den eigenen unterscheiden?

Können Material und Ausstattung der Gemeinde von allen eigenständig genutzt werden?

(z.B. Instrumente, Medien, Geschirr, Küchengeräte, Bücher)

Welches Beispiel fällt Ihnen ein, wo die Unterstützung der Teilhabe einer Person besonders gut geglückt ist? Was hat zum Erfolg geführt?

Beschäftigt sich die Gemeinde mit Personen oder Bewegungen, die sich in den Kirchen für inklusive Entwicklungen eingesetzt haben? *(z.B. für die Öffnung des Pfarramts für Frauen, Eine-Welt-Arbeit, Antirassismus-Kampagnen)*

Wird in der Kirchengemeinde die Praxis der Segnung von homosexuellen Paaren begrüßt?

Woran kann man das merken?

Unterschiedlichkeit begrüßen

Wird in Gottesdienst, Kasualien und Liturgien auch die Unterschiedlichkeit und Vielfalt von Menschen gefeiert?

Wo bietet die Gemeinde Möglichkeiten, dass sich Menschen begegnen, die sich z.B. im Lebensalter, im Hinblick auf ihren sozialen Hintergrund, ihre nationale Herkunft oder ihre Beeinträchtigungen unterscheiden?

Wird die Fachlichkeit von Eltern oder örtlichen Förderschulen für die Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung genutzt? *(z.B. für die Konfirmandenarbeit, Jugendarbeit oder im Kindergottesdienst)*

Vielfältige Ressourcen nutzen

Werden unterschiedliche kulturelle, soziale und sprachliche Hintergründe der Mitarbeitenden für die Gestaltung des Gemeindelebens genutzt?

Lernt die Gemeinde von den Erfahrungen und der Arbeit an anderen kirchlichen Orten?

Wird in der Gesprächskultur deutlich, dass andere Meinungen und Glaubenshaltungen respektiert und wertgeschätzt sind?

Wie wird deutlich, dass sich auch die Bibel durch unterschiedliche Sichtweisen, durch Widersprüche und Vielfalt auszeichnet?

Entsprechen in der Gemeinde gereichte Speisen den unterschiedlichen Ernährungsgewohnheiten oder -erfordernissen der Beteiligten?

Ist bei der Verteilung von räumlichen, personellen und finanziellen Mitteln die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen vorgesehen?

Nutzt die Gemeinde die Möglichkeit, mit Menschen in reicheren und ärmeren Teilen der Welt Kontakt aufzunehmen?

(oder mit Menschen in reicheren und ärmeren Bezirken des Wohnumfeldes)

Werden Menschen mit Beeinträchtigung selbstverständlich zur Vorbereitung und Mithilfe bei Veranstaltungen angefragt?

Gibt es für jeden Arbeitsbereich bzw. jedes Angebot ein verlässliches und transparentes Budget?

Sind die Gemeinderäume so ausgestattet, dass vielfältige und kreative Lern- und Arbeitsmöglichkeiten bestehen?

Fördert die Gestaltung des Außengeländes die Begegnung von Menschen, auch über die Kerngemeinde hinaus?

Gibt es genug Platz, um sich zu bewegen? (z.B. für spielende Kinder, Rollstuhlfahrer/-innen, zum Tanzen)

Gibt es Bereiche, die mit Decken, Teppichen oder Kissen versehen sind, um auf dem Boden zu sitzen oder zu liegen? (z.B. für Körperarbeit oder Meditation)

Gibt es drinnen und draußen gemütliche, frei zugängliche Orte, wo sich Menschen im Sitzen miteinander unterhalten können?

Räume für vielfältige Aktivitäten einrichten

Ist bei der Ausstattung der Räume und der Auswahl der Materialien an die Bedürfnisse von Menschen gedacht, die beim Hören oder Sehen beeinträchtigt sind? (z.B. Hörschleifen, Großdruck, Beleuchtung)

Macht die Gemeinde auf die Barrierefreiheit ihrer Gebäude und Veranstaltungen regelmäßig öffentlich aufmerksam? (z.B. barrierefreier Gemeindebus, Hörschleifen)

Gibt es ein Gartengelände, das zur Mitarbeit einlädt?

Wird der Umbau und die Gestaltung von Gebäudeteilen als Chance genutzt, um handwerklich interessierte Menschen zu beteiligen? (auch Menschen mit Beeinträchtigungen)

Sind die Räume der Gemeinde warm, ansprechend und sauber?



2.3 Methodische Vorschläge zum Umgang mit den Fragen

Im Folgenden werden einige Methoden vorgestellt, die auf eine vielfältige Beteiligung zielen und mit deren Hilfe Gespräche zu den Fragen angeregt und strukturiert werden können.

■ Themen und Fragen auswählen

- alle Themen, d.h. die thematischen Überschriften, denen die Fragen zugeordnet sind, als Arbeitsblätter kopieren
- von jeder Person zwei Themen auswählen lassen, die im Moment individuell am interessantesten empfunden werden
- die beiden Themen auszählen, die am häufigsten gewählt worden sind
- dann die dazugehörigen Fragen kopieren und mit den Fragen ebenso verfahren

Anwendung: Für Gesprächsgruppen als erste Begegnung mit dem Fragenkatalog.

■ Von sich selbst ausgehen – emotionaler Einstieg¹

- eine Frage aus der Rubrik „Von sich selbst ausgehen“ auswählen, z.B. „Wann haben sie sich schon einmal ausgeschlossen gefühlt?“
- Nachdenken über die Frage (jede/r für sich)
- Austausch mit dem Nachbarn/ der Nachbarin über konkrete Situationen, Gedanken, Empfindungen und Bewältigungsstrategien
- Austausch in der Gruppe
- evt. Bedingungen, Orte oder Eigenheiten, die zu Ausschlusserfahrungen geführt haben, mitschreiben (z.B. Kleidung, Schulversagen, Sport, Essgewohnheiten/ Allergien, Hierarchien im Berufsleben)
- evt. für alle visualisieren

Anwendung: zum Einstieg in das Thema Inklusion

Stärke: Erfahrungsgemäß bekommt das Thema Inklusion Relevanz, wenn man es mit eigenen Erfahrungen verknüpft. Das schafft eine emotionale Bindung zum Thema und macht deutlich, dass Inklusion alle angeht.

Tipps: Für wertschätzendes Klima sorgen, keinen Druck erzeugen, streng nach dem Prinzip der Freiwilligkeit vorgehen.

Bei einer Frage nach negativen Erfahrungen evt. in einer zweiten Phase eine ressourcenorientierte Frage folgen lassen, z.B. „Was gibt ihnen das Gefühl, dazugehören?“

■ Allein – zu zweit – mit allen

- eine Frage auswählen
- Frage visualisieren (auf Flip-Chart, Karten o.ä.) und evt. laut vorlesen
- jede/r denkt für sich über die Frage nach, macht evt. Notizen
- Austausch zu zweit mit der Nachbarin/ dem Nachbarn
- Austausch in der Gruppe (evt. Mitschrift)
- evt. Reflexion: Wie war es für mich, mich hier mit dieser Frage auseinander zu setzen?

Anwendung: Kleine und große Gruppen, Teamsitzungen, Presbyteriums-Sitzungen etc.

Auch als bekannte Methode wiederholt einsetzbar z.B. mit wechselnden Fragen ein Jahr lang als Ritual zum Beginn einer Sitzung, die danach mit ihren eigenen Themen weitergeht.

Tipps: Unbedingt die erste Phase der Selbstreflexion einhalten. Bei der Moderation auch den individuellen biografischen Verankerungen und emotionalen Aspekten Raum geben und einen Austausch darüber anregen.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S.154)

■ Bilder oder Fotos zuordnen

- eine Frage auswählen
- eine Auswahl von ausreichend unterschiedlichen Bildern/ Fotos auslegen
- jede Person sucht sich als Einstieg zunächst das Bild aus, das sie zu der betreffenden Frage anspricht
- jede Person betrachtet ihr Bild und denkt über die Verbindung nach, die für sie mit dem Inhalt der Frage besteht
- Austausch zu zweit
- dann sich gegenseitig in kleinen Gruppen austauschen

Anwendung: Kann im Gespräch ungeübten Personen helfen, sich einzubringen. Eignet sich nicht für jede Frage, verstärkt persönliche und emotionale Aspekte der Bearbeitung.

Tipp: Es könnten bei betreffenden Themen auch Fotos aus dem Gemeindealltag, von Veranstaltungen, Festen, Gebäuden etc. verwendet werden

¹ Angelehnt an Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch. Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hg.), Bonn 2011, S.163.



■ Die Frage der Woche

- wöchentlich oder monatlich wechselnd wird eine Frage an verschiedenen Orten in der Gemeinde sichtbar präsentiert, z.B. im Schaukasten, auf zentralen Plakaten oder Tafeln
- die Frage regt zu informellen Gesprächen an, wird aber auch in gemeindlichen Veranstaltungen aufgenommen
- vgl. auch die Methode „Schreibgespräch“ im Anschluss
- die Auswahl der Fragen kann durch unterschiedliche Gemeindegruppen erfolgen

■ Schreibgespräch

- unterschiedliche Fragen auswählen
- Papierbahnen an unterschiedlichen Stationen auf Tischen ausrollen, ggf. auch Flipcharts oder Wandzeitungen
- eine Frage pro Station auf die Papiere schreiben und Stifte dazulegen
- Teilnehmer/-innen der Gruppe gehen von Frage zu Frage und schreiben eigene Gedanken auf
- Teilnehmer/-innen gehen herum, lesen die Beiträge, stellen ggf. Verständnisfragen und markieren die Beiträge, die sie besonders wichtig finden.
- bei Schreib- und Leseproblemen gegenseitig helfen

Anwendung: Kann auch in öffentlichen Räumen genutzt werden, z.B. als „Frage der Woche“ im Gemeindebüro oder Foyers, wo viele Menschen Gelegenheit haben, ihre Ideen zu notieren oder in einen Briefkasten zu legen. Evt. auch als Impuls im Gemeindebrief oder auf der Website der Gemeinde veröffentlichen.

Schwäche: Die Methode wirkt möglicherweise ausgrenzend und blockierend für Menschen, die sich Schreibaufgaben nicht gewachsen fühlen.
(angelehnt an: *Inklusion vor Ort*, S.155)

■ Positive Beispiele suchen

- Fragen auswählen
- dann nach der Methode „Allein – zu zweit – mit allen“ die Fragen streng ressourcenorientiert beantworten, nämlich so, dass man jeweils positive konkrete Beispiele sucht. In der Moderation dazu ermuntern, dass die Beispiele und Erfahrungen sehr konkret und auch zunächst scheinbar unbedeutend sein können.
- „Was hat dazu beigetragen, dass das so gelingen konnte?“ Die Bedingungen für das jeweils gute Gelingen besprechen und aufschreiben.
- bei der Auswertung im Plenum darüber sprechen, wie diese Bedingungen für gutes Gelingen häufiger verwirklicht werden können, und was jede/r selbst dazu beitragen kann.

Anwendung: Kann zur Untersuchung eines Arbeitsbereiches dienen, wie z.B. Gottesdienste, Konfirmandenarbeit oder die Vernetzung mit diakonischen Einrichtungen vor Ort.

Stärke: Die Gruppe macht sich gezielt auf die Suche nach dem, was in der Gemeinde gut läuft, was zum Gelingen beiträgt und übt dabei ressourcenorientiertes Denken ein.
(angelehnt an: *Inklusion vor Ort*, S.157)

■ Positive Beispiele – Interview

- Fragen auswählen und „Interview-Bögen“ vorbereiten:
 1. Je eine Frage aus dem Fragenkatalog
 2. Welches positive Beispiel fällt Ihnen dazu ein?
 3. Was hat Ihrer Meinung nach zum Gelingen beigetragen?
- die ausgewählten Fragen laut vorlesen
- jede/r nimmt sich einen Interviewbogen mit einer Frage, die sie/ ihn anspricht
- jede/r interviewt nun drei Personen aus der Gruppe und fragt streng ressourcenorientiert nach positiven Beispielen
- Antworten in Stichworten auf den Bögen notieren
- Antworten zu 3. den „Bedingungen für das Gelingen“ auf Moderationskarten schreiben
- Moderationskarten vorstellen, aufhängen, sortieren
- Ideen sammeln, wie die Bedingungen für ein gutes Gelingen häufiger verwirklicht werden können, und was jede/r selbst dazu beitragen kann
- evt. nach konkreten Handlungsschritten suchen und diese vereinbaren

Anwendung: Eignet sich für große Gruppen (vgl. Seite 31 „Positive Beispiele“)

Tipp: Fragen können auch passend zu einem Arbeitsbereich ausgewählt werden, der mit dieser Methode „untersucht“ wird.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S.157)

■ Fragen als „Tageslosung“

- ausgewählte Seiten des Fragenkatalogs auf DIN A3 kopieren, Fragen ausschneiden, zu „Losen“ falten
- Fragen aus dem Pool ziehen lassen und besprechen.

Stärke: durch das Zufallsprinzip können Dialoge und Positionen gerade wegen der Unabsichtlichkeit geöffnet werden

■ Skala aufstellen

- Frage auswählen und für alle sichtbar aufschreiben, z.B. „Können sich alle Menschen in der Gemeinde gleichermaßen willkommen fühlen?“
- Skala von 1-10 auf dem Boden andeuten, z.B. mit Kreppklebeband, in ausreichender Länge, passend zur Gruppengröße
- jede/r (oder eine Gruppe von Freiwilligen) platziert sich nun an die Stelle bzw. den Wert auf der Skala, mit dem er/sie diese Frage beantwortet
- Gesamteindruck wirken lassen

- die Moderation fragt einzelne nach ihren Gedanken, die zu der jeweiligen Position geführt haben: „Sie stehen hier, was ist Ihnen durch den Kopf gegangen? Möchten sie etwas dazu sagen?“
- Beim Gespräch sensibel bleiben und Grenzen der befragten Person wahrnehmen und akzeptieren. Niemand muss sich äußern.
- Skala zu den Fragen passend abwandeln: 0-100%, stimme zu – stimme nicht zu, niemals – immer

Anwendung: Als Einstieg geeignet
(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 158)

■ Fragen in Aussagen verwandeln und Meinungsbilder erstellen

- Vorbereitung: Fragen auswählen und zu einer Aussage umformulieren (z.B. Ist der Umgang miteinander für Frauen und Männer, Mädchen und Jungen gleichermaßen unterstützend? – Der Umgang miteinander ist für Frauen und Männer gleichermaßen unterstützend.)
- Aussagen aufschreiben und mit Bewertungsskala versehen (z.B. 1 stimme voll zu – 2 stimme halb zu – 3 stimme eher nicht zu – 4 stimme gar nicht zu)
- Aussagen und Skalen aufhängen, Platz für Bewertungspunkte einplanen
- jede/r Teilnehmer/-in bekommt so viele Klebepunkte zur Bewertung, wie Aussagen aufgehängt sind. Punkte können in unterschiedlichen Farben verteilt werden, wenn man Meinungen bestimmter Teilnehmergruppen sichtbar machen will, z.B. hier von weiblichen und männlichen Personen.
- Teilnehmer/-innen gehen von Aussage zu Aussage und tragen ihre Meinung auf jeder Skala mit einem Klebepunkt ein
- Meinungsbild wirken lassen
- In der Gruppe, bzw. in Kleingruppen austauschen: Was fällt uns auf? Was spricht für die einzelnen Einschätzungen? Was sind gute Beispiele für die Aussage (bei Zustimmung)? Was können wir verbessern/ ändern (bei negativen Bewertungen)?
- Ergebnisse für die Weiterarbeit nutzen

Tipp: Meinungsbilder können auch schriftlich durch Fragebögen erhoben werden und evt. auch öffentlich zugänglich gemacht werden z.B. als Wandzeitung im Foyer mit der „Behauptung der Woche“.
(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 160)



■ Vielfalt vergegenwärtigen – die Kunst, mit Unterschieden zu leben

- Austausch in Kleingruppen zu zwei oder drei Personen: Was haben wir als Personen gemeinsam? Was unterscheidet uns? (evt. auch eingegrenzt: im Bezug auf die Kirchengemeinde)
- Ergebnisse auf Karten schreiben
- im Plenum Gemeinsamkeiten und Unterschiede sammeln, evt. nach Oberbegriffen sortieren (Religion, Familie, Alter etc.)
- Ergebnisse auswerten: Schon bei dieser relativ geringen Anzahl von Menschen gibt es so viel Unterschiedlichkeit.
- Es könnte sich ein Gespräch anschließen zum Thema: Die Kunst, mit Unterschieden zu leben... Nach eigenen Erfahrungen und Bewältigungsstrategien z.B. aus den Familien fragen und diese als Ressourcen erkennbar werden lassen
- Evt. persönliche „Weisheiten“ dazu formulieren, sammeln und aufschreiben

(angelehnt an: *Inklusion vor Ort*, S. 165)

■ Vielfalt sichtbar machen

- Moderator/-in gibt Impulse, nach denen sich die Gruppe im Raum jeweils in neuen Konstellationen aufstellt: z.B. alle Menschen, die evangelisch sind,

sammeln sich auf der einen Seite, alle, die katholisch sind oder „etwas anderes“, gegenüber auf der anderen Seite. Je nach Impuls können auch Skalen aufgestellt werden, z.B. zum Lebensalter.

- wirken lassen und einzelne Personen zu Konsequenzen und Gedanken über diese Unterschiedlichkeit und Gemeinsamkeit interviewen

Tipps: Je nach Atmosphäre, Gruppe und Zielsetzung kann man Merkmale einbringen, die vermutlich eher harmlos oder eher brisant wirken. Allerdings kann auch vermeintlich Äußerliches wie Alter, Haarfarbe und Körpergröße für einzelne mit Ausschluss Erfahrungen und Kränkungen verbunden sein. Mit Feingefühl moderieren! Humor hilft. Immer wieder betonen, dass es um die wertfreie Wahrnehmung von Unterschiedlichkeit geht.

■ Unterschiedliche Erfahrungen und Hintergründe würdigen

- „Stellen sie sich bitte nach der Anzahl der Jahre auf, die sie in der Kirchengemeinde tätig sind/ Kontakt zur Gemeinde haben!“ Dann Erfahrungsschatz der Menschen an den verschiedenen Positionen erfragen und evt. miteinander in Kurzgespräche bringen.

(angelehnt an: *Inklusion vor Ort*, S. 150)

■ Befindlichkeiten von Gesprächsgruppen sichtbar machen

- Fassen sie in einer Schlagzeile wie für die Tageszeitung oder den Gemeindebrief ihre Gruppenarbeit zusammen.
- Wenn sie als Arbeitsgruppe eine bestimmte Kleidung tragen würden, die ihre Arbeitsatmosphäre wieder spiegelt, welche würden sie wählen?
- Skalen bilden lassen: z.B. Wie hoch war ihrer Meinung nach der Grad der Beteiligung der Teilnehmer/-innen in ihrer Gruppe in Prozentzahlen? (Wie können wir die Beteiligung erhöhen?)

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 150)

■ Gestaltung von Gesprächen durch Farben

- Jede/r bekommt eine gleiche Anzahl von farbigen Karten, deren Bedeutungen vorher festgelegt und schriftlich visualisiert werden: Rot für „Das verstehe ich nicht!“, Grün: „Ich brauche eine Pause.“, Blau: „Ja, hier stimme ich zu.“, Gelb: „Nein, hier widerspreche ich.“
- Bei Bedarf können die Karten hochgehalten werden, und jede/r kann so auf den Gesprächsverlauf einwirken.

Anwendung: Hilfreich bei großen Gruppen und Versammlungen. Man kann auch mit weniger Farbkarten arbeiten und die Teilhabe von Menschen mit Unterstützungsbedarf zu erleichtern: z.B. eine Farbe für: „Bitte in leichter Sprache!“ Eine Farbe für: „Ich möchte etwas sagen!“

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S.151)

■ Ergebnisse visualisieren

- Eine Visualisierung der Ergebnisse bedeutet eine Wertschätzung der Teilnehmenden, außerdem verlangsamt Visualisierung die Prozesse und gibt Raum für weitere Ideen und Assoziationen. Symbole und Zeichnungen sprechen verstärkt die emotionale Seite an und geben zudem dem Humor Raum.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 151)

■ Ideen-Domino

- Die Gruppen schreiben ihre Arbeitsergebnisse auf Karten, und zwar auf jede Karte nur je einen Aspekt.
- Im Plenum beginnt eine Gruppe mit der Vorstellung eines Aspektes und pinnt die entsprechende Karte an. Die anderen achten darauf, wo sie „anlegen“ können und schließen sich mit einem weiteren Aspekt an. Wenn keine Anschlussmöglichkeit besteht, kann ein neuer Strang eröffnet werden. Wichtig ist, dass nicht alle Aspekte gleichzeitig abgelegt werden.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 152)

■ Talkrunde

- Je ein/e Vertreter/-in der Arbeitsgruppen wird zu einer „Talkrunde“ gesandt. Das Gespräch wird wie eine TV-Talkrunde moderiert, ein Applauschild kann die Inszenierung unterstützen.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 152)

■ Marktplatz

- Im Raum sind Stationen, an denen je ein Arbeitsgruppenmitglied die Arbeitsergebnisse vorstellt. Die anderen Teilnehmer/innen wandern (z.B. alle 8 Minuten weiter) und werden durch ein Lautsignal daran erinnert. Die vorstellenden Personen an den Stationen können wechseln.

(angelehnt an: Inklusion vor Ort, S. 152)



3. Eine theologische Spurensuche zur Inklusion

Inklusion ist ein Thema, das zunächst von außen auf die Kirche zugekommen ist. Mit ihm wird gesellschaftlich ein neues Modell des gerechten Zusammenlebens von Verschiedenen diskutiert. Wie aber kann dieser neue Leitbegriff Inklusion von der biblischen und theologischen Tradition her verstanden werden? Welche Anknüpfungspunkte gibt es? Wie ist eine Kultur der Verschiedenheit, wie ist der wertschätzende Umgang mit Vielfalt, Verschiedenheit und Anders-Sein in der jüdisch-christlichen Tradition angelegt? Schlaglichtartig werden hier biblische Texte und theologische Motive angeführt, die in der bisherigen Diskussion um Inklusion eine Rolle spielen. Und es werden weitere hinzugefügt, so dass sich unterschiedliche theologische Zugänge eröffnen.

„Inklusion kommt als Herausforderung von außen auf Theologie und Kirche zu. Doch mittlerweile nehmen auch externe Beobachter wahr, dass Kirche und Theologie in dem neuen Leitthema Inklusion zunehmend ihr ureigenes Thema wiederentdecken.“¹ Auch der folgende Text geht davon aus, dass dieses Thema Kirche und Theologie grundlegend und von Anfang an beschäftigt. Allerdings sind die Vorzeichen neu, unter denen aktuell danach gefragt wird.

Mehrfach wird im Folgenden die Rede von Menschen mit Behinderung sein. Behinderung soll aber auch hier, im Sinne der Inklusionsdebatte, als eine Eigenschaft unter anderen verstanden werden. Zielvorgabe ist nicht eine 'Sondertheologie der Behinderung', sondern „auch theologisch eine Überwindung der Sonderwelten“, wie es die Stellungnahme der Evangelischen Kirche im Rheinland von 2011 „Auf dem Weg zu einem inklusiven Bildungsverständnis“ formuliert. „Die theologische Herausforderung der Inklusionsdebatte liegt darin, alle theologischen loci ‚inklusionsfest‘ zu behandeln.“²

3.1 Die Vielstimmigkeit der Bibel

Die Bibel selbst mutet uns eine Vielfalt von Texten und Positionen zu. Die Unübersichtlichkeit dieser Fülle macht manchmal zu schaffen. Aber gerade in der Vielstimmigkeit der Schrift, die wir „heilig“ nennen, besteht ihr einzigartiges Profil. In der Bibel stehen viele Stimmen nebeneinander und machen zum Teil widersprüchliche Aussagen. „Es gibt (...) stets Geschichten und Gegengeschichten“.³

Texte unterschiedlicher Autoren und Redaktoren sprechen aus der Perspektive unterschiedlicher Zeiten, Lebenslagen und politischen Situationen. Sie alle stehen zunächst als gleichwertig da, „jedes Jota steht gleichnah zur Mitte“ (Theodor W. Adorno). Es beginnt mit zwei Schöpfungsgeschichten (1. Mose 1-2), die im Detail Widersprüchliches erzählen. Der Kanon lässt diese beiden Perspektiven nebeneinander stehen. Einen ebensolchen vielstimmigen Auftakt bieten im Zweiten Testament die vier Evangelien, die alle anders, auf ihre eigene Weise, vom Leben und Lehren Jesu erzählen.

Zwischen den verschiedenen biblischen Büchern und Texten gibt es unzählige Bezüge zu entdecken. Die Bibel pflegt einen reichen und interessanten inneren Dialog von Verschiedenen. Diesem biblischen Vorbild folgen evangelische Tradition und kirchliche Gesprächskultur an vielen Stellen bis heute. Die jeweils gültigen Maßstäbe und Deutungen sollen immer wieder im Gespräch und der Auseinandersetzung von gleichberechtigten Partner/-innen gefunden werden. Niemandem wird eine absolute Deutungshoheit zuerkannt. Es gilt das allgemeine Priestertum.

Ein weiterer, inklusiver Aspekt liegt in der Tatsache, dass uns die Schrift selbst als eine fremde, andere entgegenkommt. Sie liegt ursprünglich in Hebräisch und Alt-Griechisch, in zwei alten Sprachen, vor und bedarf der Übersetzung. Übersetzungen ins Deutsche gibt es viele, und jede lautet wieder etwas anders. Kommunikation des Evangeliums ist Übersetzung. Biblische Stimmen müssen über-gesetzt werden in die Vielfalt aktueller Kontexte und in Dialog gebracht werden.

1 So Schweiker, Wolfhard, Inklusion – aktuelle Herausforderung für Theologie und Kirche, in: Deutsches Pfarrerblatt Heft 6/ 2011, S. 3.

2 Auf dem Weg zu einem inklusiven Bildungsverständnis. Arbeits-hilfe der Abteilung Bildung im Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf 2011, S. 19.

3 Ebach, Jürgen, Schriftstücke. Biblische Miniaturen, Gütersloh 2011, S. 62.



Über die Bibel kommen Menschen in Kontakt mit alten, orientalischen Kulturen und Traditionen. Sie kann die Offenheit für die Stimmen anderer wach halten. Auch die interreligiöse Begegnung ist bereits mit unseren biblischen Grundlagen gegeben. Mit den Juden teilen wir das Erste Testament, also etwa drei Viertel unseres Kanons. Mit dem Islam teilen wir Traditionen, Geschichten und Propheten. Das Christentum verdankt die Texte seiner heiligen Schrift einer Teilhabe- und Teilgabegemeinschaft von Autoren, Völkern, Epochen und Religionen. Und in dieser Gemeinschaft befindet es sich bis heute.⁴

3.2 Schöpfung in Verschiedenheit

"Als Bild Gottes wurden sie geschaffen, männlich und weiblich hat er, hat sie, hat Gott sie geschaffen."
(1.Mose 1,27b)⁵

Der Blick auf die Schöpfungsgeschichte lässt zwei Aspekte erkennen, die für das Themenfeld relevant sind: Die Menschen sind in Verschiedenheit als Gottes Ebenbild geschaffen. Beide Schöpfungsgeschichten berichten uns von einem Schöpfungsakt, der zwei Geschöpfe in verschiedener Gestalt hervorbringt: Eva und Adam, Frau und Mann. So wie sie sind, sind sie verschieden, in ihrer Verschiedenheit gleichberechtigt, aufeinander bezogen und seit Schöpfungsbeginn

gottgewollt. Verschiedenheit und der Umgang mit der bleibenden Andersheit des Anderen ist also schöpfungstheologisch eine Herausforderung, mit der Menschen auf dem Weg mit dem einen Gott von Anfang an zu tun haben.⁶ Die Verschiedenheit der Geschlechter verweist paradigmatisch auf unzählige weitere Verschiedenheiten, von denen biblische Texte erzählen. Sie zeichnen von Anfang an ein Bild, das konflikthaft ist. Von einer Vielfaltsharmonie kann biblisch nicht die Rede sein.

Die Sehnsucht nach einem harmonischen Zusammenleben jedoch ist zutiefst biblisch. In der Völkerwallfahrt zum Zion, im Reich-Gottes-Gedanken, im Bild eines „himmlischen Jerusalem“ und anderswo klingt an, was die Theologin Nancy Eiesland vor zehn Jahren „risky imaginations“ genannt hat: „neue Vorstellungen zu riskieren“.⁷ Eine solche neue Vorstellung nennen wir gegenwärtig „Inklusion“. „Werden wir gemeinsam eine riskierende theologische Vorstellung entwickeln, die fragt, was Gottes Vision menschlichen Wohlergehens nicht allein für einige ist, sondern für alle, nicht allein für die Ent-hinderten, sondern auch für die Behinderten, nicht allein für die in den westlichen Ländern, sondern auf der ganzen Welt?“⁸

4 Vgl. Ebach, a.a.O., S. 58-61.

5 Alle Bibelstellen werden zitiert nach: Bibel in gerechter Sprache, Bail, Ulrike u.a. (Hg.), Gütersloh 2006. Dies ist eine aktuell vorliegende Übersetzung, die den Inklusionsgedanken sprachlich zu übertragen versucht.

6 Vgl. Schweiker, Wolfhard, Inklusion – aktuelle Herausforderung für Theologie und Kirche, in: Deutsches Pfarrblatt Heft 6/ 2011.

7 Eiesland, Nancy L., Dem behinderten Gott begegnen. Theologische und soziale Anstöße einer Befreiungstheologie der Behinderung, in: Leimgruber, Stephan u.a. (Hg.), Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, Münster 2001, S. 24.

8 Ebd.

3.3 Vollständige Gottebenbildlichkeit

Für ihren theologischen Kernsatz „Dem behinderten Gott begegnen“, ist besonders die Gottebenbildlichkeit von Bedeutung. Eisland stellt das Bild eines allmächtigen, perfekten und autarken Gottes infrage und fordert indirekt dazu heraus, die Gottebenbildlichkeit der Menschen im Antlitz einer alten Frau mit Demenz, eines chronisch kranken Kindes, eines Menschen mit Down-Syndrom zu erkennen. Wenn sie ihren Anspruch auf die Anerkennung vollständiger Gottebenbildlichkeit betont, dann spricht die amerikanische Theologin dabei selbst als Frau mit Behinderung. „Wir müssen (...) den Anspruch darauf erheben, dass wir vollständig nach dem Bild Gottes geschaffen sind.“⁹ Und: „Menschen mit Behinderungen können christliche Gemeinden befähigen, die Bedeutung von Unterschiedlichkeit in unserer Mitte neu zu bedenken.“¹⁰

Über den Kontext „Behinderung“ hinausgehend formuliert Gisela Matthiae: „Ich sehe in Gott geradezu den clownesquen Störenfried, der, in immer neuen Formen und Gewändern auftretend, die Menschen vor ihren eigenen, beengenden und zum Teil ungerechten Ordnungen bewahren will.“¹¹ Die Störung durch die unerwartete oder befremdliche Andersheit des Anderen gehört demnach geradezu zum Kern der Gottebenbildlichkeit der Menschen.

3.4 Der in sich verschiedene Gott

„Da sprach Gott: „Wir wollen Menschen machen – als unser Bild.“ (1.Mose 1,26)

Der eine Gott spricht im Anfang, in 1.Mose 1,26, von sich selbst in der Mehrzahl¹². Die Bibel hält zahlreiche Vorstellungen und sehr verschiedene Namen Gottes bereit. Christinnen und Christen bekennen den einen Gott in dreierlei Gestalt und damit in sich selbst verschieden, mit sich selbst im Dialog: „Vater, Sohn und heiliger Geist“. Im trinitarischen Denken trägt Gott die Differenz bereits in sich. Die Trinität ist ein theologisches Paradigma, das die Auseinandersetzung mit Differenz und Vielfalt schon in Gotteslehre, Christologie und der Lehre vom Heiligen Geist anlegt.

„Die trinitarische Rede von Gott hat ihren ursprünglichen Ort im Lobpreis Gottes und im Gebet. Die Gemeinde wendet sich an Gott den Vater, der Himmel und Erde geschaffen hat, der Israel erwählt hat und sich in Jesus Christus Israel und auch den Völkern zuwendet; an Gott den Sohn, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, und so menschliche Nöte und Freuden teilte, der am Kreuz starb und am dritten Tage auferweckt wurde; und an Gott den Heiligen Geist, der der Kirche und den Christinnen und Christen mütterlich beisteht, sie stärkt und tröstet.“¹³

Von der inneren Differenz her, die die Trinität bietet, kann sich auch eine interreligiöse Perspektive eröffnen. „Das Gespräch mit dem Islam wie mit dem Judentum bietet die Gelegenheit, die Trinitätslehre von ihrem Ursprung im Bekenntnis und ihren Wurzeln im biblischen Erzählzusammenhang her in größerer Nähe zu den gemeinsamen Traditionen zu formulieren.“¹⁴

3.5 Segen als Teilhabe und Teilgabe

„In Dir sollen sich segnen lassen alle Völker der Erde.“ (1.Mose 12,3)

In 1.Mose 12 wird nicht nur Abraham gesegnet, sondern er wird auch zum Segen für die anderen Völker erklärt. Gott will Segen für sein Volk UND für die Völker in ihrer Verschiedenheit. Der biblische Gott hat sich an die „Eigenen“ und an die „Anderen“ gebunden. Er bindet sich an die besondere Minderheit und will Segen für die „normale“ Mehrheit. Alle sind Gesegnete und auf irgendeine Weise verstrickt in die Weggenossenschaft Gottes mit den Menschen, die bis heute anhält.

Gottes Segen ist also nicht exklusiv zu haben, sondern Segen gibt es nur anteilig, als Teilhabe. Erst „mit Abraham/ Israel haben sie (die Völker) selbst Anteil am Segen Gottes.“¹⁵ Gottes Segen gilt nicht exklusiv. Darauf weist die Segnung Abrahams hin, indem sie mit einer globalen Perspektive verbunden wird: Der Segen für Abraham hat von Anfang auch alle Anderen im Blick, ist Segen für die Welt. Gottes Segnungen werden eigentlich erst zum Segen durch die Teilgabe an Andere. Man könnte sagen, dass die Segnungen Gottes auf Teilhabe-Gemeinschaften zielen, und zwar in

9 A.a.O., S. 18

10 A.a.O., S. 24.

11 Vgl. Matthiae, Gisela, Clownin Gott und Clownin Mensch, in: Hoffmann, Klaus, Spielraum des Lebens – Spielraum des Glaubens, Hamburg 2001, S. 175.

12 Leibold, Steffen, Der Gott der Mosegeschichte – eine Einheit der Vielheit? In: Schiffner, Kerstin u.a. (Hg.), Fragen wieder die Antworten, Gütersloh 2010, S. 120-137.

13 Abraham und der Glaube an den einen Gott, Arbeitshilfe Christen und Muslime Nr.1. der EKIR, 2009, S. 17f.

14 A.a.O., S. 12.

15 Frettlöh, Magdalene, Theologie des Segens, Gütersloh 1998, S. 289.



weltweiter Perspektive. Teilhabe-Gemeinschaft und Teilgabe-Gerechtigkeit sind wichtige Merkmale von Inklusion.

Jesus, der ungewöhnliche Jude

„Die Zöllner und Prostituierten haben ihm geglaubt.“
(Mt 21,32)

„Vielleicht wurde bislang noch zu wenig gesehen, dass viele Geschichten des Evangeliums die Themen Integration und Inklusion mitprägen.“¹⁶ Jesus, der Jude, hält sich laut dem, was uns über ihn überliefert ist, nicht nur unter Unbeschädigten und „Normalen“ auf. Die Erzählungen der Evangelien sind in besonderer Weise interessiert an den Anderen, den Besonderen, den Fremden, den Entwerteten: an Zöllnern, an Syrophönizierinnen, an Prostituierten, an Aussätzigen, Armen und Kranken. Sie stellen Menschen vom gesellschaftlichen Rand in die Mitte. Jesus irritiert und verschiebt darin das Verhältnis zwischen den Randständigen und der gesellschaftlichen Mitte. „Jesus entgrenzt bestehende Gemeinschaften, indem er mit den Ausgegrenzten gemeinsame Sache macht.“¹⁷

Das Liebesgebot kommentiert Jesus mit dem berühmten Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,27-37). „Und wer sind meine Nächsten?“ (Lk 10,29) Diese

Frage beantwortet das Gleichnis mit dem Hinweis auf den fremden Anderen. Der Samaritaner ist es, der hier beispielhaft Barmherzigkeit tut. Dass die Verantwortung für den anderen an den Grenzen der eigenen Gruppe nicht endet, dafür steht dieses Gleichnis ein. Der von außen kommende Andere ist es, „der dem eigenen Kollektiv etwas vormacht, indem er einem Israeliten aufhilft“¹⁸.

In vielen anderen Geschichten der Evangelien wird die Zugehörigkeit von gesellschaftlich ausgeschlossenen Menschen proklamiert. Hier wird ein anderer Aspekt von Inklusion thematisiert, nämlich der Respekt vor der (bleibenden) Andersheit des anderen und dessen wertschätzende Wahrnehmung: Der Samaritaner bleibt, der er ist, und dort, wo er ist. Er wird nicht bekehrt. Aber er erscheint nicht im vorurteilsvollen, verächtlichen Sinn als „der andere“, sondern als einer, der konkret anders handelt, nämlich handfest Barmherzigkeit übt und als solcher von Jesus zum Vorbild hingestellt wird.

Eine im Kern gemeinsame Ethik kann verbinden und Fremdheit überwinden. Die Anerkennung des Liebesgebotes ist eine ethische Schnittmenge, die über konfessionelle, religiöse und weltanschauliche Grenzen hinweg heute von vielen Menschen geteilt wird. Außerdem stehen die Anforderungen, die das Liebesgebot an Menschen stellt, quer zu vielen anderen hoch bewerteten Fähigkeiten in einer Leistungsgesellschaft. Menschen mit Behinderungen zum Beispiel sind im

¹⁶ Fuchs, Ottmar, Inklusion als theologische Leitkategorie, in: Behinderung und Pastoral 18/ Juli 12, S.34. Hier findet sich auch eine ausführliche Auslegung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ A.a.O., S. 36.

Tun der Nächstenliebe keineswegs per se eingeschränkter als andere.

3.7 Inklusion in Christus

„Es gibt Unterschiede in den geschenkten Fähigkeiten, doch sie stammen aus derselben göttlichen Geistkraft.“
(1.Kor 12,4)

Eine prägnante christologische Parallele zu den inklusiven Impulsen aus den Evangelien findet sich im Bild vom Leib Christi, das Paulus im 1.Korintherbrief gezeichnet hat. Dieses Bild – „viele verschiedene Glieder, aber ein Leib“ (1.Kor 12) – bietet ein häufig zitiertes Modell von Zusammengehörigkeit an: die quasi natürlich gegebene und notwendige Verschiedenheit von gleichberechtigten, gleichwertigen und unterschiedlich befähigten Menschen, allerdings innerhalb der eigenen Gemeinschaft von Getauften. Die Ausführungen über die „Charismen“, die unterschiedlichen Begabungen, sind dem Bild vom Leib Christi direkt vorangestellt. Hier entsteht eine urchristliche Vision von einer Gemeinschaft, die von „den reichen Fähigkeiten aller“ ausgeht, und diese in ihrer Besonderheit, Unterschiedlichkeit, Angewiesenheit und Begrenztheit gleichwertig zur Geltung kommen lässt.

Im Glauben an die Wirklichkeit Jesu Christi in dieser Welt, ist die Gemeinschaft der Getauften und die Gleichrangigkeit und Zusammengehörigkeit der unterschiedlichen Glieder des Leibes schon Realität. Sie üben und zeigen exemplarisch, wie sich der Segen Abrahams für alle Völker im Sozialraum Kirche verwirklichen kann. Die Aufgabe besteht darin, die „Inklusion in Christus“ im Leben und Handeln und in den Beziehungen untereinander nachzuvollziehen. Für diese Aufgabe hat die Kirche im Glauben eine ermutigende Basis. Denn sie muss Inklusion nicht erschaffen, sondern „nur noch“ nachvollziehen. Wir können, weil wir von geschenkten Fähigkeiten und von der Vergabung leben, dies in dem Wissen tun, „dass Teilhabe und Inklusion etwas ist, von dem wir alle leben, worauf wir alle angewiesen sind und woran wir alle immer wieder scheitern werden.“¹⁹

Eine Lebenskultur der Verschiedenheit, die in diesem Sinne an kirchlichen Orten gepflegt wird, kann ausstrahlen. Im Vergleich zu vielen anderen Institutionen hat Kirche dabei einen Vorteil. Sie ist weniger an vor

gegebene institutionelle und strukturelle Barrieren gebunden, wie es z.B. in Schulen der Fall ist. Zumal wenn sie sich als „Kirche der Freiheit“ versteht. Kirche kann Übungsraum für gesellschaftliche Veränderungsprozesse sein.

3.8 Das große AUCH und die bleibende Erwählung Israels

„... nicht nur aus dem jüdischen Volk, sondern auch aus den anderen Völkern.“ (Rö 9,24)

Die ersten christlichen Schriften entstehen in einer Gemengelage von Juden, Judenchristen und Heidenchristen, von Griechen, Römern, Samaritanern und anderen, dazu von (ehemaligen) Sklaven und Freien. Die Schriften zeugen von der Suche nach einem Grundmodell des Zusammenlebens von Verschiedenen. Sie zeigen, wie (ur)christliches Selbstverständnis an der Frage nach den Anderen im Eigenen und im Gespräch mit den Anderen wächst.

Heidenchristen, Menschen ohne jüdische Wurzeln, gelten historisch betrachtet als „die aus den Völkern“. Christliche Kirche versteht sich in ihrem Ursprung als dazugekommene Andere, denen Teilhabe gewährt wird, jedenfalls aus der Perspektive des Juden Paulus. „So hast du gemeinsam mit ihnen Anteil an der fett spendenden Wurzel des edlen Ölbaums.“ (Rö 9,17) Kirche verdankt sich, so betrachtet, einer offenen Teilhabegemeinschaft.

Hier wird das „AUCH“ zum Schlüsselwort. Der Römerbrief formuliert deutlich ein „auf Menschen aus den Völkern bezogenes „auch“ im Anschluss an Israel. Der Akzent liegt für Paulus selbstverständlich auf dem „Auch“, auf der Einbeziehung auch der Völker. Aber dieses „Auch“ setzt Israel als selbstverständlichen bleibenden Erstadressaten (...) voraus.“²⁰ Christliches Selbstbewusstsein ist schon in seiner Ursprungsgeschichte genötigt, „die Anderen und auch wir“ zu denken. Dies ist jedenfalls die Position des Juden Paulus. In diesem Sinne könnte von Paulus als einem der ersten „Inklusionsagenten“²¹ der Kirche gesprochen werden. Durch Paulus ist Kirche schon von ihrem Ursprung her aufgerufen, sich selbst in der Position des „Ande-

²⁰ Wengst, Klaus, Wie wäre von universaler Heilsbedeutung Jesu nach dem Römerbrief des Paulus zu reden? In: Frankemölle, H./ Wohlmuth, J. (Hg.), Das Heil der Anderen, Freiburg 2010, S. 318.

²¹ Dieser Begriff wurde von Gerhard Wegner geprägt, vgl. ders., „Enabling Churches“ – Kirchen als Inklusionsagenten, in: Eurich, Johannes u.a. (Hg.), Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung, Stuttgart 2011, S. 211–231.

¹⁹ Schäper, Sabine, Inklusive Kirche – Kirche der Andersheiten? In: Behinderung und Pastoral, 18/ Juli12, S.45.



ren“ zu denken. Diesen Blickwechsel einzuüben, hieße, die Perspektive ausgeschlossener oder von Ausschluss bedrohter Menschen einzuüben, bzw. schmerzhaft Erfahrungen eigenen Anderssein nicht verdrängen zu müssen, sondern als Kern christlicher Identität wahrnehmen zu dürfen.

Die meisten neutestamentlichen Texte beziehen sich in diesem Lernprozess auf Lernorte im ersten Testament, die Modelle der Teilhabe von Verschiedenen an Gottes Heilszusage aufzeigen: „Ich habe dich gebildet und eingesetzt zum Bund mit dem einen Volk, zum Licht für die fremden Völker“. (Jes 42,6) ²²

Durch die bleibende Erwählung Israels ist für Christinnen und Christen grundlegend deutlich und gegeben, dass die Anderen immer schon da sind. Durch die bleibende Erwählung Israels und durch das Jude-Sein Jesu ist die christliche Gemeinschaft von Anbeginn an aufgefordert, Raum und Anerkennung für den Anderen in seinem bleibenden Anders-Sein zu schaffen.

„Hat man christlicherseits aufgrund des besonderen Verhältnisses zum Judentum erst einmal die bleibende Dignität und Werthaftigkeit einer anderen Wahrheit innerhalb des eigenen Denkens begründet und anerkannt, so kann man sich auch anderen Religionen im Bewusstsein der Möglichkeit nähern, auch hier

Wahrheiten zu entdecken, denen ich Raum im eigenen Denken geben kann, ohne dabei den eigenen Wahrheitsanspruch unzuverlässig zu relativieren“. ²³

3.9 Zwischen Judentum und Christentum

Die Anerkennung des andersbleibenden Anderen, die Christen durch Jesus, dem Juden, ihrem Herrn, zugemutet wird, ist eine Gegenbewegung zu Exklusion. Exklusion in ihrer schlimmsten Form und die Verfolgung und systematische Ermordung von Juden, Homosexuellen, Kommunisten, ‚Behinderten‘, ‚A-Sozialen‘, ‚Zigeunern‘ hat im Nachkriegsdeutschland zu einer Erschütterung der Theologie und zu einem theologischen Denk- und Lernprozess geführt. Ein Ergebnis davon ist, dass die Evangelische Kirche im Rheinland im Jahr 1980 beschlossen hat²⁴, die Anerkennung der bleibenden Erwählung Israels in ihre Kirchenordnung aufzunehmen. Damit hat sie sich auf ein kirchliches Modell des Zusammenlebens von Verschiedenen festgelegt, das dem anders bleibenden Anderen im Denken des Eigenen Raum gibt.²⁵ Christliche Theologie vor dem Hintergrund der bleibenden Erwählung Israels heißt, Theologie immer im Angesicht des Anderen zu formulieren.

²² „Dass sich die Kirche in großer Nähe zu den alttestamentlichen JHWH- Verehrern der Völker sehen kann, leistet m. E. einen wichtigen Beitrag zu einem veränderten Selbstverständnis der Kirche, die JHWH aus dem Raum der Völkerwelt heraus verehrt und sich mit seinem Volk Israel freut (vgl. Röm 15,9ff).“ Haarmann, Volker, JHWH Verehrer der Völker, in: Frankemölle, H. / Wohlmuth, J. (Hg.), Das Heil der Anderen, Freiburg 2010, S. 291.

²³ Von Stosch, Klaus, Das besondere Verhältnis von Judentum und Christentum als Lernort komparativer Theologie, in: Frankemölle, H. / Wohlmuth, J. (Hg.), Das Heil der Anderen, Freiburg 2010, S. 135f.

²⁴ Klappert, B. / Starck, H. (Hg.), Umkehr und Erneuerung. Erläuterungen zum Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode 1980 „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“, Neukirchen-Vluyn 1980.

²⁵ „Durch seine eigene Heilige Schrift erfährt das Christentum das Andere, das ihm im Laufe seiner Geschichte durchaus als Fremdes erschienen ist, nicht im Gegenüber, sondern als Teil im Eigenen und zwar als das Eigene, das seine eigene Identität auf Dauer bestimmt.“ Dohmen, Christoph, Die Heilige Schrift der „Anderen“ in der eigenen Religion, in: Frankemölle, H. / Wohlmuth, J. (Hg.), Das Heil der Anderen, Freiburg 2010, S. 375.

„Das besondere Verhältnis von Judentum und Christentum ist ein bleibender wichtiger Lernort“²⁶ für die christliche Theologie und kann dies in besonderer Weise für die theologische Grundlegung inklusiver Prozesse sein, die auf ein gerechtes Zusammenleben von Verschiedenen zielen.

Mit Emmanuel Lévinas hat einer der großen Philosophen des letzten Jahrhunderts als Jude und Rabbiner eine Philosophie der Andersheit und eine Ethik der „Verantwortung für den Anderen“ entwickelt – vor dem Hintergrund der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Europas.²⁷ Kennzeichnend für die Wirksamkeit eines jüdisch-christlichen Lernortes ist, dass das Denken von Lévinas auf deutscher Seite in sonderpädagogischen Ansätzen Eingang gefunden hat und gerade für die Frage nach der Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung aufgenommen worden ist.

Auch der kürzlich verstorbene Theologe Ulrich Bach hat das Verhältnis von Judentum und Christentum als einen Lernort seiner Theologie begriffen. Ulrich Bach macht bewusst, dass die Suche nach einer „inklusionsfesten“ Theologie in Deutschland Teil einer „Theologie nach Hadamar“ ist.²⁸ Hadamar wird hier – als ein Hauptort der Euthanasie-Verbrechen parallel zu Auschwitz – als Chiffre für die Vernichtung sogenannten „lebensunwerten Lebens“, für die systematische Ermordung von Menschen mit Behinderung, verstanden. Ulrich Bach hat diesen Vergleich gewagt und sich ausdrücklich gegen den Verdacht gewehrt, er würde damit die Einzigartigkeit des Holocaust nicht ernst nehmen.

Seine Kernfrage lautet: „Wie kann sich Kirche von den theologischen Irrtümern befreien, die die „Euthanasie“ mit ermöglichten?“²⁹ Er fordert „keine Theologie mehr zu treiben, die so angelegt ist, dass sie von Hadamar unberührt bleibt.“³⁰

3.10 Zwischen Gemeinde und Diakonie

Klaus Dörner, der maßgeblich die Psychiatriereform in Deutschland eingeleitet hat, formulierte auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart

26 A.a.O., S. 136

27 Vgl. Lévinas, Emmanuel, Ethik und Unendliches, hg. v. Engelmann, Peter, Wien 1992.

28 Bach, Ulrich, Theologie nach Hadamar als Theologie der Befreiung, in: Brennpunkt Diakonie (FS Rudolf Weth), hg. von Michael Welker, Neukirchen-Vluyn 1997, S. 167.

29 Ebd.

30 Bach, a.a.O., S. 178.

1999 seine Forderung nach einer „Wiedervereinigung von Menschen mit und ohne Behinderung“. Er greift dabei ausführlich auf Lévinas sowie den Theologen Henning Luther zurück. Dörner stellt die These auf, dass sich diese Wiedervereinigung durch eine „innerkirchliche Wiedervereinigung“ „dramatisch fördern“ ließe, nämlich durch die „Wiedervereinigung von Gemeinde und Diakonie“³¹. Dieser These nachzudenken gehört nicht zuletzt zu einer kirchlichen Diskussion um Inklusion.³²

Auch die Heilpädagogin Sabine Schäper bezieht sich aktuell auf Lévinas, wenn sie nach einer inklusiven Kirche als einer „Kirche der Andersheiten“ fragt.³³ Sie äußert in diesem Zusammenhang die Beobachtung: Diakonische Einrichtungen werden „in aller Regel nicht als Orte wahrgenommen, die zur Gemeinde gehören oder gar selbst Gemeinde sind“³⁴. Sie fragt, ob eine in Richtung Inklusion sich bewegende Kirche „die innerkirchliche wie innertheologisch ungebrochene Zweitrangigkeit der Diakonie“³⁵ zu verändern vermag und plädiert dafür, kooperative Arbeitsformen zu entwickeln. Im Sinne einer „Option für die Exkludierten“, fordert sie, dass eine inklusive Kirche eine aufsuchende Kirche zu sein habe, deren zentrale Bewegung das „Hinaustreten“ ist, „das Verlassen des geschützten eigenen Lebensraums“.³⁶ Diese Aspekte kommen gegenwärtig im Konzept gemeinwesenorientierter Gemeindegarbeit und in quartierbezogenen diakonischen Handlungsansätzen besonders zum Tragen.³⁷

3.11 Die Zugehörigkeit der Fremden

„Ansässige Fremde darfst du nicht unterdrücken und schikanieren. Ihr seid doch auch Fremde in Ägypten gewesen.“ (2.Mose 22,20)

Die Eigenschaft „behindert“ mit den entsprechenden indirekten Zuschreibungen findet man in der Bibel so nicht. „Fremdheit“ dagegen ist eine Kategorie, die biblisch eine große Rolle spielt. Als „fremd“ werden in unserer Gesellschaft nicht nur viele Migranten/-innen empfunden. Fremdheit ist auch etwas, was heute die

31 Dörner, Klaus, Leben als Fragment. Die Politik der Lebensführung vom Anderen her, WzM, 52.Jg., 2000, S. 139f.

32 Vgl. aktuell auch Dopheide, Christian, Vernetzung diakonisch-caritativer Dienste mit Kirchengemeinden, Kongress der Universität Heidelberg. Wissenschaft trifft Praxis: Behinderung-Theologie-Kirche, 2012.

33 Schäper, a.a.O., S. 43.

34 Schäper, a.a.O., S. 42.

35 Ebd.

36 Schäper, a.a.O., S. 44.

37 Vgl. Herrmann, Volker u. Horstmann, Martin (Hg.), Wichern drei – gemeindediakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010.



Begegnungen der „Normalgesellschaft“ mit Menschen mit Behinderungen nicht selten kennzeichnet. In der heilpädagogischen Diskussion wird darauf hingewiesen, dass Behinderung nicht an sich etwas Fremdes ist, sondern sie wird zu etwas Fremden, indem die betroffenen Menschen „außerhalb unserer üblichen Lebensbereiche platziert werden“³⁸. Das heißt, diese Fremdheit wird durch „Andersörtlichkeit“ erst erzeugt, durch besondere Kindergärten, Schulen, Arbeits- und Wohnräume. Ebenfalls drohen Menschen, die in Armut geraten sind, in diesem Sinn zu Fremden zu werden oder sind es längst.

Die Bibel mahnt an vielen Stellen das Recht der „Fremdlinge“ an. Und sie stellt uns mit Israel und den Exodusgeschichten in eine Tradition, die sich an ihr ursprüngliches Fremdsein bleibend erinnert. Dieser Impuls wird häufig wiederholt. Christliche Tradition mahnt an, dass im existentiellen Sinne alle Menschen „Fremdlinge“ auf der Erde sind und damit jede/r in diesem Sinne auch selbst bedürftig. Kirchengemeinden haben sich durch diese Traditionen zum Kirchenausschluss aufgerufen gewusst und kirchliche Gruppen zum politischen Einsatz für das Recht von Flüchtlingen, für Ausländerrecht und Migrationspolitik. Auch das ist eine wichtige, politisch hochaktuelle und brisante Facette von Inklusionsbestrebungen.

Interessant für die Selbstklärung von Kirche im Rahmen der Inklusionsdebatte kann in diesem Zusammenhang sein, dass das Wort „Parochie“ – ein anderes Wort für „Ortsgemeinde“ – zurückgeht auf das griechische „paroikos“. Das bedeutet im Neuen Testament etwa „sich als Fremder aufhalten“, als „Eingewanderter“ leben. „Mit diesem Wort drückten die ersten Christinnen und Christen ihr Gefühl von Fremdheit gegenüber der römischen Gesellschaft aus.“³⁹ Auf gleicher Linie lässt sich vielleicht auch eine selbstbewusste, kritische, „protestantische“ Distanz zu herrschenden Mächten und politischen Tendenzen verorten, die heute für nicht wenige Menschen zu ihrer christlichen Identität gehört. Dass diese Fremdheit eine sehr produktive sein kann, hat sich in politisch-alternativen kirchlichen Impulsen gezeigt, wie z.B. in der Eine-Welt-Bewegung oder den Fair-Trade-Konzepten. Und in jüngerer deutscher Geschichte haben kirchliche Orte in der DDR eine Basis für die Bürgerrechtsbewegung bieten können. Würde man „Parochie“ heute im Sinne von „Mitwohnen“ übersetzen, kann das die Zugehörigkeit der Ortsgemeinde zu Sozialraum und Gemeinwesen und eine kritisch-solidarische Mitverantwortung dafür beschreiben.⁴⁰

39 Pohl-Patalong, Uta, Gemeinde in historischer Perspektive, in: Bubmann, Peter u.a. (Hg.), Gemeindepädagogik, Berlin/ Boston, 2012, S.38.

40 Modellhaft im Rahmen der EKIR mit dem Schwerpunkt Altersgerechtigkeit als eine Teilmenge von Inklusion ist das aktuell dokumentiert in: Einfach entwerfen. Wohnviertel für die Zukunft. Wohnquartier 4. Der Schlüssel für altersgerechtes Wohnen, Beteiligung, Bildung und Kultur. Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. Düsseldorf u.a. (Hg.).

38 Bürl, Alois, Behinderung als Fremdheit, ZfHP, 1/2011, S. 28.

3.12 Die Völkerwallfahrt als Vision

„Und viele Völker werden aufbrechen und sagen: „Auf, lasst uns hinaufziehen zum Berg Gottes, zum Haus der Gottheit Jakobs (...). Und Gott wird Recht sprechen (...), und kein fremdes Volk wird mehr gegen ein anderes sein Schwert erheben.“ (aus Jes 2,3 u. 4)

„Diese Erwartung einer Völkerwallfahrt zum Zion ist eines der Grundmodelle einer neuen, künftigen Zuordnung von Gott und den Völkern der Erde.“⁴¹ Diese Vision kann als ein weiterer biblischer Lernort für die Teilhabe von Verschiedenen gelten und dies in besonderer Weise unter dem Aspekt von weltweitem Frieden und Gerechtigkeit. „Wie alljährlich die Stämme Israels zum Zion pilgerten, um die Weisung und das Wort Gottes zu hören, um Streitigkeit zu schlichten und neue Perspektiven des Zusammenlebens zu gewinnen, so machen sich nun alle Völker auf, magnetisch angezogen von dem befreienden, hilfreichen und schlichten Wort Gottes“.⁴² Die Völker werden in der Verheißung des Propheten Jesaja nicht zum Zion gerufen, sondern ermutigen sich gegenseitig selbst zum Aufbruch. Die Anziehungskraft Zions, des Gottesberges, besteht darin, dass dort ein Herrschaftswechsel, der Wechsel vom herrschenden Recht des Stärkeren (Babel) zum Recht des Schwächeren (Zion) verkündet wird. „Das Zentrum der Weltmacht, das durch kriegerische Gewalt und Zwang zum Mittelpunkt der Völker wurde, wird durch den Zion abgelöst, von dem die einladende Wirkung einer von JHWH promulgierten Völkerordnung ausgeht, die durch das friedliche Zusammenleben geprägt ist.“⁴³ Die Verheißung vom Zion scheint diejenigen anzuziehen, die schutzlos sind oder schutzlos leben wollen, die verletzt sind oder sich verletzbar machen wollen, die bereit sind, in der Weisung Gottes zu leben und ihre Lanzen in Winzermessern und ihre Schwerter in Pflugscharen umzuschmieden und das Kriegshandwerk zu verlernen. (vgl. Jes 2,4)

Die Vision einer globalen inklusiven Bewegung ist bei Jesaja von einem politischen Machtwechsel begleitet, von einer Verschiebung von Herrschaftsverhältnissen und der Instandsetzung von Recht und Gerechtigkeit für alle Völker. Diese Vision kann aktuell den Blick auf die globale politische und wirtschaftliche Einbettung von inklusiven Prozessen lenken. Inklusion in globaler

ökumenischer Perspektive hätte auch radikale politische und wirtschaftliche Umkehrbewegungen zu bedeuten. Die Zeichen der Zeit sprechen dafür, dass dies weltweit notwendig ist.

Allerdings geht es nach biblischen Maßstäben, wie z.B. im Senfkorngleichnis und anderen Reich-Gottes-Gleichnissen, zugleich darum, die Wirksamkeit eigenen, begrenzten Handelns nicht gering zu schätzen. Mit Inklusion ist ein ressourcenorientierter Prozess gemeint. Er geht davon aus, dass im eigenen Rahmen immer viele kleine Schritte möglich sind und jeder Schritt zählt, möge er auch unbedeutend erscheinen.

3.12 Offen halten

„Vergesst nicht die Gastfreundschaft, denn durch sie haben einige, ohne es zu wissen, Abgesandte Gottes beherbergt.“ (Heb 13,2)

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Zusammenhänge ist deutlicher geworden, dass die Diskussion um Inklusion keineswegs nur von außen als Herausforderung auf Theologie und Kirche zukommt. Nur sind die vielen „inkluisiven Schlüssel“ der Bibel und der Theologie bisher noch nicht hinreichend in diesem Sinn benutzt worden. Sie können aber als Schlüssel dienen, um Raum für den Anderen zu erschließen und offen zu halten: Räume im Denken und Räume in der von uns gestalteten Wirklichkeit, in Kirche und Gesellschaft. Offene, gastliche Räume, die mit der Ankunft des Anderen und einer Begegnung auf Augenhöhe rechnen – ohne „eingemeinden“ zu wollen.⁴⁴ Räume, in denen das Unerwartete, Überraschende erwartet und willkommen geheißen wird.⁴⁵ Gemeinschaften und Zusammenkünfte, in denen Fremdheit gelebt und eingebracht werden darf, in denen das Anders-Sein eines jeden Menschen bleiben darf. Für eine umfassende Gastlichkeit und Bereitschaft zum gegenseitigen Willkommen-Heißen bietet der oft zitierte freie Stuhl, der alle Zeit mit der unerwarteten Ankunft des Messias rechnet, ein schönes Bild.



41 Crüsemann, Frank, Das alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen wahrnehmen, Gütersloh 2011, S. 202.

42 Kraus, Hans Joachim, Systematische Theologie, S. 539f.

43 Fischer, Irmtraud, Israel und das Heil der Völker im Jesajabuch, in: Frankemölle, H./ Wohlmuth, J. (Hg.), Das Heil der Anderen, Freiburg 2010, S. 193.

44 Die Denkschrift der EKD und der VEF (Räume der Begegnung. Religion und Kultur in evangelischer Perspektive), Gütersloh 2002, versteht Kirche als Gastgeberin.

45 vgl. Derrida, Jacques, Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, Berlin 2003, S. 38-60.

Weiterführende Literatur

Ahrens, Sabine, Neßling, Philipp, So, wie ich bin! Gottesdienst integrativ – Menschen mit und ohne Behinderung feiern gemeinsam, Pädagogisch-Theologisches Institut der EKIR, Bonn 2007.

All inclusive – Praxis der integrativen Jugendarbeit, Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der Bundesrepublik Deutschland e.V. (Hg.), <http://www.forum-inklusive.de/arbeitshilfe.html>.

Bach, Ulrich, Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz: Bausteine einer Theologie nach Hadamar, Neukirchen-Vluyn 2006.

Behinderung & Pastoral, Themenschwerpunkt: Behinderung und UN-Konvention, Heft 14, 2010, Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.).

Behinderung & Pastoral, Themenschwerpunkt: Behinderung und Kirche, Heft 18, 2012, Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.).

Booth, Tony, u.a., Index für Inklusion. Lernen, Lernen, Partizipation und Spiel in der inklusiven Kindertageseinrichtung entwickeln, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (Hg.), Frankfurt a.M. 2006.

Christliche Spiritualität gemeinsam leben und feiern. Praxisbuch zur inklusiven Arbeit in Diakonie und Gemeinde, Evangelische Landeskirche in Württemberg u.a. (Hg.), Stuttgart 2007.

Dopheide, Christoph, Die Rückkehr der Diakonie in die Gemeinde. Ein Beispiel: Inklusion von Menschen mit Behinderung. In: Gemeinde & Diakonie, erleben – verstehen – gestalten, Höroldt, Hans W., König, Volker (Hg.), Düsseldorf, 2011, 182-187.

Elf Thesen für eine demenzfreundliche Kirche, <http://www.zentrum.evangelische-seniorenarbeit.de/Thesen.DemenzfreundlicheKirche.html>

Eurich, Johannes, Lob-Hüdepohl, Andreas (Hg.), Inklusive Kirche, Stuttgart 2011.

Flatters, Jutta, Anders als man denkt. Leben mit einem behinderten Kind, Gütersloh 2009.

Grundschule Religion: Behinderung – inklusiv. Nr.42, erscheint Februar 2013.

Handbuch Inklusion – Teilhabe von Menschen mit Behinderung im Alltag, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V. (Hg.), Köln 2011.

Hinz, Andreas, Boban, Ines (Hg.), Index Inklusion – Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln, Halle-Wittenberg 2003.

Höroldt, Hans W., König, Volker (Hg.), Gemeinde & Diakonie, erleben – verstehen, gestalten, Düsseldorf 2011.

Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch, Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hg.), Bonn 2011.

König, Volker, Sommer-Löffen, Karen (Hg.), Gemeinde aktiv im Stadtteil – die Vielfalt entdecken, Düsseldorf 2011.

Liedke, Ulf, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchgemeinden. In: Pastoraltheologie 101, Jg. 2012, S. 79ff.

Lob-Hüdepohl, Andreas, Inklusion als theologisch-ethische Grundnorm – auch für die Armutsbekämpfung? In: Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung – theologische Grundlagen und praktische Ansätze für Diakonie und Gemeinde, hg. v. Eurich, Johannes u.a., Stuttgart 2011, S. 158-174.

Lutz, Gottfried (Hg.), Berufen wie Mose – Menschen mit Behinderungen im Pfarramt, Konvent von behinderten SeelsorgerInnen und Behinderten-SeelsorgerInnen e.V., Karlsruhe 2001.

Lutz, Gottfried, Zippert, Veronika (Hg.), Grenzen in einem weiten Raum. Theologie und Behinderung, Leipzig 2007.

Morgenthaler, Christoph, Der Blick des Anderen – Die Ethik des Helfens im Christentum. In: Ethik und Praxis des Helfens in verschiedenen Religionen. Anregungen zum interreligiösen Gespräch in Seelsorge und Beratung, Weiß, Helmut u.a. (Hg.), Neukirchen-Vluyn 2005.

Müller-Friese, Anita, Arbeitshilfe Religion inklusiv. Grundstufe und Sek.I, Praxisband: Bibel – Welt und Verantwortung, Stuttgart 2012.

Pithan, Annebelle, Schweiker, Wolfhard (Hg.), Evangelische Bildungsverantwortung: Inklusion – Ein Lesebuch, Comenius-Institut Münster 2011.

Pithan, Annebelle, u.a. (Hg.), „... dass alle eins seien.“ Im Spannungsfeld von Inklusion und Exklusion. Forum für Heil- und Religionspädagogik, Comenius-Institut Münster, erscheint 2013.

Schmidt, Rainer, Lieber Arm ab als arm dran – was heißt eigentlich behindert? Gütersloh 2004.

Schmidt, Rainer, Spielend das Leben gewinnen – was Menschen stark macht, Gütersloh 2008.

Schwarz, Roland (Hg.), KU – weil wir verschieden sind. Ideen-Konzeptionen-Modelle für einen integrativen KU, Gütersloh 2001.

Schweiker, Wolfhard, Arbeitshilfe Religion inklusiv. Grundstufe und Sek.I, Basisband: Einführung, Grundlagen und Methoden, Stuttgart 2012.

Schweiker, Wolfhard, Vielfalt im Religionsunterricht organisieren. Einführung und Praxisimpulse zu Kirche & Ökumene, in: Glaube und Lernen, Thema: Inklusion. 1/2012, S.195-219.

Thesen und Forderungen zur Förderung der inklusive Evangelischen Jugendarbeit, in: Juleica inklusiv, Amt für Jugendarbeit der EKIR (Hg.), Düsseldorf 2011.

Vielfalt erleben und entdecken. Eine Praxishilfe für die Evangelische Jugend im Rheinland zur Ergänzung des Handbuches „Eine Welt der Vielfalt“, Evangelische Jugend im Rheinland. Jugendreferat des Kirchenkreises Gladbach-Neuss (Hg.), 2005.

Wegner, Gerhard, „Enabling Churches“ – Kirchen als Inklusionsagenten. In: Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung – theologische Grundlagen und praktische Ansätze für Diakonie und Gemeinde, hg. v. Eurich, Johannes u.a., Stuttgart 2011, S. 211-223.

Wir sind dabei! – Anregungen zu integrativer Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden – eine Einstiegshilfe, Pädagogisch-Theologisches Institut der EKIR (Hg.), Bonn 2003.

Kontaktadressen

Aktion Menschenstadt, Behindertenreferat, Evangelischer Stadtkirchenverband Essen, www.aktion-menschenstadt.de

Aktion Mensch e.V., www.aktion-mensch.de

Amt für Jugendarbeit der EKIR, Inklusive Jugendarbeit, Arbeit mit Behinderten und Nichtbehinderten, <http://jugend.ekir.de/arbeit-mit-behinderten-und-nichtbehinderten-606.php>.

Amt für Jugendarbeit der EKIR, <http://jugend.ekir.de/kinder-jugend/inklusion.php>.

Blinden- und Sehbehindertenseelsorge in der EKIR, <http://www.ebess.de>.

Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (BeB), www.beb-ev.de.

Comenius-Institut, Evangelische Arbeitsstätte für Erziehungswissenschaft e.V., Inklusion und inklusive Bildung, <http://ci-muenster.de/themen/Inklusion.php>.

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V., www.diakonie-rwl.de.

Diakonisches Werk Bonn und Region, Freizeit Beratung Unterstützung für Menschen mit Behinderung (FBU), www.diakonischeswerk-bonn.de/unsere-angebote/freizeit-beratung-unterstuetzung-fuer-menschen-mit-behinderung.

Evangelische Migrations- und Flüchtlingsarbeit Bonn (emfa), www.bonn-evangelisch.de/bonnundregion/migration.php

Forum für Heil- und Religionspädagogik, www.fhrp.de.

GO – Gemeindeberatung Organisationsentwicklung der EKIR, www.ekir.de/go/cms/index.php

Landkarte der inklusiven Beispiele, www.behindertenbeauftragter.de/DE/Landkarte/Forms/Suche/ProjektSuchen_formular.html. Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V., www.people1.de.

Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, <http://www.montag-stiftungen.de/jugend-und-gesellschaft.html>.

Pädagogisch-Theologisches Institut Bonn der EKIR, Integrative Gemeindearbeit, www.pti-bonn.de.

Pfarrstelle für Behindertenarbeit im Kirchenkreis An Sieg und Rhein, www.pfarrstelle-fuer-behindertenarbeit.de.

Verband evangelischer Gehörloser im Bereich der EKIR e.V. <http://www.ekir.de/gl/index.php>

Autorinnen und Autoren

Sabine Ahrens, Pfarrerin und Dozentin am Pädagogisch-Theologischen Institut der EKIR in Bonn, Arbeitsbereich Integrative Gemeindearbeit.

Wolf Clüver, Pfarrer und Kommunikationswirt, Integrative Gemeindearbeit im Evangelischen Kirchenkreis Gladbach-Neuss.

Ingrid König, Lehrerin und Gemeindepädagogin in der Ev. Kirchengemeinde Meckenheim, Schwerpunkt inklusive Gemeindearbeit.

Dorothee Schaper, Pfarrerin und Studienleiterin an der Melanchthon-Akademie des Evangelischen Kirchenverbandes Köln und Region, Arbeitsbereich christlich-muslimische Begegnung und Inklusion.

Rainer Schmidt, Pfarrer und Dozent am Pädagogisch-Theologischen Institut der EKIR in Bonn, Arbeitsbereich Integrative Gemeindearbeit.

Michaela Schuster, Pfarrerin in der Evangelischen Lukaskirchengemeinde Bonn.

Katrin Wüst, Pfarrerin, Pfarrstelle für Behindertenarbeit im Kirchenkreis An Sieg und Rhein

FFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFF

AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA

BBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBB

IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

TTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTTT

NNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNN

FFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFF

RRRRRRRRRRRRRRRRRRRRRR

0000000000000000000000

HHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH

IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

CCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCC

HHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH

FFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFF

AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA

BBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBB

IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA

NNNNNNNNNNNNNNNNNNNNNN

FFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFF

RRRRRRRRRRRRRRRRRRRRRR

0000000000000000000000

HHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH

LLLLLLLLLLLLLLLLLLLLLLLL

IIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

CCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCC

HHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH

FFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFFF

AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA

BBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBBB

IMPRESSUM

Herausgeber:

Evangelische Kirche im Rheinland

Landeskirchenamt/ Abteilung IV Bildung

Hans Böckler Straße 7

40476 Düsseldorf

www.ekir.de

und

Pädagogisch-Theologisches Institut

der Evangelischen Kirche im Rheinland

Mandelbaumweg 2

53177 Bonn

www.pti-bonn.de



Autorinnen und Autoren:

Sabine Ahrens, Wolf Clüver, Ingrid König, Dorothee Schaper,

Rainer Schmidt, Michaela Schuster, Katrin Wüst

Layout/ Produktion:

artworkshop.de

Fotos:

Sabine Lucke, Elisabeth Klöckner,

Laura Vöth, Heike Reichelt, Kai Steffen

Download:

www.pti-bonn.de